Philosophisch-historische Klasse
Sitzungsberichte
München 2014, Heft 3

Der Einbruch der Zeit: Carl Schmitt liest Hamlet

Andreas Höfele

Vorgetragen in der Sitzung vom 15. November 2013

Bayerische
Akademie der Wissenschaften

Inhalt

Der Einbruch der Zeit: Carl Schmitt liest *Hamlet* 3

Verzeichnis der zitierten Literatur 34

Anhang

Zeitgenössische Kommentare zu Carl Schmitts *Hamlet*-Interpretation 38

Quellen der Kommentare 48

Bildnachweis 48

ISSN 0342 5991

ISBN 978 3 7696 1668 2

© Bayerische Akademie der Wissenschaften München, 2014
Satz/Layout: a.visus, München
Druck und Bindung: Tutte Druckerei & Verlagsservice GmbH
Vertrieb: Verlag C. H. Beck, München
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany

www.badw.de

www.badw.de/publikationen/index.html

I

Wie kommt ein Anglist dazu, sich über Carl Schmitt zu äußern? Gegenfrage: Wie kommt Carl Schmitt dazu, sich über *Hamlet* zu äußern? Mit dem Versuch, die zweite Frage zu beantworten, erhoffe ich mir eine für den Anglisten zumindest glimpfliche Antwort auf die erste. Wobei Schmitt selber – das sei vorab zugegeben – für die Anglisten, ganz generell die Philologen, offenbar nicht viel übrig hatte. So zumindest berichtet es die Literaturwissenschaftlerin Marianne Kesting. In ihren Begegnungen und ihrer Korrespondenz mit Schmitt ging es häufig um Literatur, weniger um *Hamlet* als um die Novelle *Benito Cereno* von Herman Melville.[1] Seit den vierziger Jahren sah Schmitt in dieser Novelle das Schicksal des Intellektuellen in modernen Gewaltherrschaften und speziell sein eigenes unter der NS-Diktatur prophetisch vorweggespiegelt. Philologische Einwände gegen seine Lesart[2] wollte er nicht gelten lassen: «Solche Dinge warten nicht auf die Philologen», schrieb er im Januar 1969 an Kesting und (Zitat Kesting) «äußerte sich auch einmal mündlich zu mir, mokant lächelnd: ‹Ja, ja, die Philologen …›»[3]

---

1 Marianne Kesting, «Begegnungen mit Carl Schmitt», *Schmittiana 4* (1994), S. 95–105. Kestings Briefe an Schmitt befinden sich im Nachlass Carl Schmitt, Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abteilung Rheinland, Düsseldorf, RW 265 7496–7532. Ich danke Herrn Dr. Matthias Meusch und seinen Mitarbeitern beim Landesarchiv für die freundliche Unterstützung meiner Recherchen. Herrn Prof. Dr. Jürgen Becker, dem Nachlassverwalter Schmitts, gilt mein herzlicher Dank für die Gewährung der Publikationsrechte.

2 Genauer: gegen die auf dieser Lesart basierenden Deutungen seines Schülers Sava Kliĉkoviĉ, «Benito Cereno. Ein moderner Mythos», und des spanischen Staatsrechtlers und späteren Bürgermeisters von Madrid Tierno Galván, «Benito Cereno oder der Mythos Europa», beide in *Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt zum 80. Geburtstag*, Hgg. Hans Barion/Ernst-Wolfgang Böckenförde/Ernst Forsthoff/Werner Weber 2 Bde., Berlin: Duncker und Humblot, 1968, Bd. 1, S. 265–273 und S. 345–356.

3 Kesting, «Begegnungen mit Carl Schmitt», S. 97 f.

Ich bin ziemlich sicher, dass die im folgenden angestellten Überlegungen ihn kaum zu einer höheren Meinung von den Philologen veranlasst haben würden. Zwar komme ich nicht – mit Mark Anton zu sprechen –, um Schmitt zu begraben, aber auch nicht gerade, um ihn zu preisen. Auslöser meiner anglistischen Beschäftigung mit Schmitt, um auch dies noch vorwegzuschicken, war eine Irritation, verursacht durch die Ausgrabung und, wie mir scheinen will, übertriebene Preisung einer nahezu vergessenen kleinen Schrift über *Hamlet*, die Schmitt 1956 publiziert hat und die seit ihrer Übersetzung ins Englische 2009 vor allem in den USA für Furore gesorgt hat.[4] Ihr Titel: *Hamlet oder Hekuba: Der Einbruch der Zeit in das Spiel*.[5] Vorbereitet hatte Schmitt diese Publikation bereits mit seiner Einleitung zum Buch einer englischen Shakespeareforscherin, das seine Tochter Anima 1952 unter dem Titel *Hamlet, Sohn der Maria Stuart* ins Deutsche übersetzt hatte.[6] Das englische Original *Hamlet and the Scottish Succession* von Lilian Winstanley stammt aus dem Jahr 1921.[7] Wann Schmitt auf es aufmerksam wurde, ist bislang nicht geklärt; jedenfalls wohl nicht schon in den zwanziger Jahren, sondern erst nach 1950.[8]

Wohl aber finden sich bereits in den derzeit noch unveröffentlichten Tagebüchern der frühen zwanziger Jahre zahlreiche Hinweise auf

---

4 Carl Schmitt, *Hamlet or Hecuba: The Intrusion of the Time into the Play*, Übs. David Pan/Jennifer R. Rust, New York: Telos Press, 2009. Die Zeitschrift *Telos* bildet ein Hauptforum der amerikanischen Schmitt-Renaissance. In ihrem Sonderheft zu *Hamlet or Hecuba* wurde auch Schmitts Vorwort zur Winstanley-Übersetzung seiner Tochter Anima in einer englischen Version veröffentlicht: Carl Schmitt, «Foreword to the German Edition of Lilian Winstanley's *Hamlet and the Scottish Succession*», Übs. Kurt R. Buhanan, *Telos* 153 (2010) (Special Issue: Carl Schmitt's *Hamlet or Hecuba*), 164–177.

5 Carl Schmitt, *Hamlet oder Hekuba: Der Einbruch der Zeit in das Spiel*, Düsseldorf: Diederichs, 1956.

6 Lilian Winstanley, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, Pfullingen: Günter Neske, 1952.

7 Lilian Winstanley, *Hamlet and the Scottish Succession*, Cambridge: Cambridge University Press, 1921.

8 Über die ‹Entdeckung› Winstanleys durch Schmitt gibt auch Reinhard Mehrings Lebensbeschreibung Anima Schmitts keine definitive Auskunft. Vgl. Reinhard Mehring, *«Eine Tochter ist das ganz andere». Die junge Anima Schmitt (1931–1983)* (Carl Schmitt Opuscula. Plettenberger Miniaturen, 5), Hgg. Gerd Giesler/Ernst Hüsmert, Plettenberg: Carl-Schmitt-Gesellschaft, 2012; zur Winstanley-Übersetzung S. 12.

**Carl Schmitt,
Mitte der Fünfzigerjahre**

Shakespeare; nach Auskunft ihres Herausgebers Gerd Giesler allein etwa sechzig Anspielungen auf *Othello*. Aber auch, am 1. Dezember 1923, also drei Wochen nach dem Hitler-Ludendorff-Putsch, der Stoßseufzer:

> «Deutschland ist Hamlet». –
> Oh, leider schon seit langem nicht mehr. [9]

9 Besonders herzlich danken möchte ich Herrn Dr. Gerd Giesler für dieses Zitat sowie für zahlreiche weitere Hinweise und Auskünfte, u. a. über die von ihm derzeit editorisch bearbeiteten Tagebücher Carl Schmitts 1921–24. Bislang erschienen sind: Ernst Hüsmert (Hg.), *Carl Schmitt. Tagebücher vom Oktober 1912 bis Februar 1915*, 2., korr. Aufl., Berlin: Akademie Verlag, 2005; Ernst Hüsmert/Gerd Giesler (Hgg.), *Carl Schmitt. Die Militärzeit 1915 bis 1919*, Berlin: Akademie Verlag, 2005; Wolfgang Schuller/Gerd Giesler (Hgg.), *Carl Schmitt. Tagebücher 1930 bis 1934*, Berlin: Akademie Verlag, 2010.

II

Keine Kurzfassung des Schmittschen Lebenswegs zwischen dem Hamlet-Seufzer im Tagebuch von 1923 und dem Hamlet-Buch von 1956 entgeht der Gefahr, von Kennern für einseitig, zumindest für nicht hinreichend differenziert gehalten zu werden. Ich kann dieser Gefahr hier dennoch nicht ganz ausweichen, weil das Buch, oder Büchlein, von 1956 erst auf dem Hintergrund der Lebensumstände seines Verfassers verständlich wird.[10]

Kern aller Kontroversen um Schmitt ist seine Rolle in der Endphase der Weimarer Republik und den frühen Jahren der Naziherrschaft. Diese Rolle hat ihm Schimpfnamen wie ‹Totengräber der Republik›, ‹Zuhälter der Gewalt› (Graf Krockow) und, am bekanntesten, ‹Kronjurist des Dritten Reiches› eingetragen. Dem entgegen steht der Ehrentitel «de[s] jüngste[n] Klassiker[s] der Politik»,[11] wobei die Epitheta des Schimpfes und der Ehre einander, wie ich meine, keineswegs zwingend ausschließen. «Unter Schmitts Anhängern», schreibt Patrick Bahners in seiner lobenden *FAZ*-Rezension von Reinhard Mehrings Schmitt-Biographie 2009, «gibt es kluge und freie Denker, die sich zu fadenscheiniger Apologetik hinreißen lassen, zu haltlosen Rationalisierungen, wie man sie von Verliebten kennt.»[12] Als Beleg nennt Bahners ein besonders kontroverses Thema aus dem unmittelbaren Umfeld von 1933: Schmitts Unterscheidung von Legalität und Legitimität und seine Stellungnahme zugunsten der letzteren. Hatte diese den Nationalsozialisten den Weg geebnet? «Das Gegenteil ist richtig», argumentiert der

10 Zur Biographie Schmitts am umfassendsten: Reinhard Mehring, *Carl Schmitt – Aufstieg und Fall. Eine Biographie*, München: C. H. Beck, 2009.

11 Alle zitiert bei Henning Ottmann, «Carl Schmitt», in *Politische Philosophie des 20. Jahrhunderts*, Hgg. Karl Graf Ballestrem/Henning Ottmann, München: Oldenbourg, 1990, S. 61–87; hier S. 61.

12 Patrick Bahners, «Du bist der Feind mir», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. Oktober 2009, S. 23.

Althistoriker Wolfgang Schuller, Herausgeber der Schmitt-Tagebücher 1930–34, in einem Leserbrief, den Bahners zitiert:

> Wer sich nur an die strikte demokratische Legalität hielt, war dem Ermächtigungsgesetz gegenüber hilflos [...]. Es war strikt legal zustande gekommen; mit Ausnahme der mutigen Sozialdemokraten hatten sämtliche demokratischen Reichstagsabgeordneten dem Gesetz zugestimmt, so dass es eine verfassungsändernde Mehrheit bekam. Weil es aber den Kernbereich der Verfassung beseitigte – die staatsbürgerlichen Freiheiten –, war es im Sinne Schmitts illegitim.[13]

Richtig ist, dass man Schmitts Abhandlung «Legalität und Legitimität», die im August 1932, also kurz nach der Reichstagswahl vom 31. Juli, bei der die NSDAP ihren Stimmanteil verdoppelt hatte, mit Mehring als Warnung davor lesen kann, «dass verfassungsfeindliche Parteien auf legalem Weg die Macht erhalten, den politischen Gegner aus[zu] sperren»[14] – also als Warnung genau vor dem, was im folgenden Frühjahr, Frühjahr '33, tatsächlich geschah.[15] Richtig ist aber auch, dass Schmitt dem Ermächtigungsgesetz vom 23. März 1933 «unverzüglich eine Kommentierung in der *Deutschen Juristen-Zeitung*»[16] folgen ließ, mit der er «auf den Boden der neuen Legitimität über[wechselte].»[17] «Hüten wir uns davor», schrieb Schmitt in diesem Artikel, «mit der Sophistik des alten Parteienstaates die Rechtsgrundlagen des neuen Staates zu untergraben. Mit dem Staat wird auch das Staatsrecht und die Staatsrechtslehre gereinigt und erneuert werden müssen.»[18]

Zwar hatte Schmitt als juristischer Berater der Kabinette Papen und von Schleicher in der Agonie von Weimar das strauchelnde Präsidialsystem verteidigt (und wurde übrigens in dieser Tätigkeit 1932 erstmals als ‹Kronjurist› geschmäht)[19], doch sobald dieses System gefallen

---

13 Ebd.
14 Mehring, *Carl Schmitt*, S. 285 f.
15 Bahners, «Du bist der Feind mir».
16 Ebd.
17 Mehring, *Carl Schmitt*, S. 306.
18 Carl Schmitt, «Das Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich», *Deutsche Juristen-Zeitung* 38 (1933), Sp. 455–458; hier 458.
19 Hellmut von Gerlach, «Schleicher und sein Stahlhelm», *Die Weltbühne* 28/2 (1932), S. 343.

war, gelang ihm reibungslos der Übergang ins neue Regime. Die ohnehin schon steile akademische Karriere der zwanziger Jahre, die den aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Juristen über die Stationen Greifswald (1921), Bonn (1921–28), Handelshochschule Berlin (1928–33), dann Köln (1933) schließlich an die Friedrich-Wilhelms Universität Berlin geführt hatte, erreichte in dem von Göring 1933 verliehenen Titel eines Preußischen Staatsrats ihren krönenden Gipfel. Nicht nur stellten die Schriften, die Schmitt weit über die juristischen Fachkreise hinaus als brillanten politischen Denker berühmt gemacht hatten, in ihren antiliberal-antiparlamentarischen Positionen kein Hindernis für diesen Aufstieg dar; sie erwiesen sich als eminent NS-kompatibel.

Schmitts Anpassung an die neuen Machtverhältnisse findet ihre traurigen Höhepunkte in seiner Rechtfertigung der Ermordung Röhms und der SA-Führung unter dem Titel «Der Führer schützt das Recht»,[20] seiner Befürwortung der Nürnberger Rassegesetze («Die Verfassung der Freiheit»)[21] und seiner Schlussrede auf der von ihm organisierten Tagung des NS ‹Rechtswahrerbundes› 1936 über «Das Judentum in der Rechtswissenschaft».[22] Diese Rede markiert allerdings auch bereits das Ende seiner Glanzzeit im NS-Staat. Sie ist der Versuch, seine Linientreue mit allen Mitteln zu beweisen. Denn inzwischen war im SS-Blatt *Das schwarze Korps* und in den *Mitteilungen* des Amtes Rosenberg eine Kampagne gegen ihn in Gang gebracht geworden, die ihn als Opportunisten, Judenfreund und früheren Gegner der NSDAP bloßstellte. Munitioniert wurde diese Kampagne – Ironie des Schicksals – durch Artikel in der Schweizer Exilzeitschrift *Deutsche Briefe*, verfasst von Waldemar Gurian, seinem ehemaligen Schüler,[23] einem jener Emigranten, denen

20 Carl Schmitt, «Der Führer schützt das Recht», *Deutsche Juristen-Zeitung* 39 (1934), Sp. 945–950.

21 Carl Schmitt, «Die Verfassung der Freiheit», *Deutsche Juristen-Zeitung* 40 (1935), Sp. 1133–1135.

22 Carl Schmitt, «Die deutsche Rechtswissenschaft im Kampf gegen den jüdischen Geist. Schlusswort auf der Tagung der Reichsgruppe Hochschullehrer des NSRB vom 3. und 4. Oktober 1936», *Deutsche Juristen-Zeitung* 41 (1936), Sp. 1193–1199.

23 Zwischen Oktober 1934 und Dezember 1936 veröffentlichte Gurian zehn Artikel über Schmitts Rolle im Dritten Reich in den *Deutschen Briefen*. Siehe Heinz Hürten (Hg.), *Deutsche Briefe 1934–1938. Ein Blatt der katholischen Emigration*, 2 Bde., Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag, 1969.

Schmitt im *Westdeutschen Beobachter* im Mai 1933 hinterhergerufen hatte: «Zum deutschen Volk haben sie niemals gehört. Aber auch nicht zum deutschen Geist [...]. Aus Deutschland sind sie ausgespien für alle Zeiten.»[24] Nun fand er sich selber ausgespien und verlor seine Spitzenämter im NS-Hochschulwesen. Doch mächtige Fürsprecher verhinderten Schlimmeres: dank Göring und Hans Frank behielt er sowohl seinen Lehrstuhl als auch den Titel Staatsrat.

Die Entfremdung vom NS-System, spürbar im Hobbes-Buch von 1938, war also – anders als etwa bei Heidegger oder Ernst Jünger – keine des eigenen Sinneswandels, sondern von außen aufgezwungen. Gleichwohl fühlte sich Schmitt ab 1945 doppelt bestraft: Opfer der Nationalsozialisten und Opfer der alliierten Siegerjustiz. Im Gegensatz zu anderen belasteten Vertretern seiner Zunft blieb ihm der Rückweg ins akademische Lehramt versperrt. Nach zweijähriger Internierung zog er sich in seinen Geburtsort Plettenberg im Sauerland zurück, ein Exilant in der westlich orientierten Nachkriegsrepublik, freilich einer, der viel besucht und viel gefragt war, bekanntlich beileibe nicht nur im Lager der politischen Rechten.[25] Ein Exilant aber trotz alledem, was Schmitt mit der Benennung des Bungalows anzeigt, in den er 1972 aus dem Haus seiner Schwestern umzog: San Casciano, nach dem Ort bei Florenz, in dem der verbannte Machiavelli seinen *Principe* schrieb.[26]

24 Carl Schmitt, «Die deutschen Intellektuellen», *Westdeutscher Beobachter*, 31. Mai 1933, S. 1.

25 Darunter Ernst-Wolfgang Böckenförde, Reinhart Koselleck, Rudolf Augstein, der Literaturkritiker Friedhelm Kemp und der Althistoriker Christian Meier.

26 Ist es ehrliche Unkenntnis oder eine ihr durchaus zuzutrauende Mokerie, die Margret Boveri einen Brief an Schmitt mit der Bemerkung beschließen lässt: «Ihre Sendung kam aus Plettenberg, auf Ihrem Brief steht Pl. San Casciano. Ich vermute Sie also im Süden und hoffe, Sie haben eine gute Zeit.»? (30. Mai 1963) Nachlass Carl Schmitt, RW 265-1963/2.

III

Hamlet oder Hekuba ist gewiss nicht Schmitts *Principe*, wohl aber ein Werk des Rückzugs, der Zurückgezogenheit: statt der großen Bühne des Staatsrechts und der politischen Theorie, auf der ihm allenfalls noch die Rolle eines Souffleurs, nicht mehr die des Hauptdarstellers zustand, der Nebenschauplatz der Literatur.[27] Einer Literatur freilich, die für Schmitt gerade nicht ein separates Reich autonomer ästhetischer Geltung begründet, sondern politisch ist – nicht nebenbei, sondern durch und durch und gerade in dem, was ihr Eigentliches, ihre eigentliche Größe ausmacht. Das ist 1956 schon etwas Besonderes.[28] Die Germanistik der fünfziger Jahre, jedenfalls diesseits des Eisernen Vorhangs, mag von Politik nichts mehr wissen und erhält darin transatlantische Unterstützung. Im Standardlehrbuch des New Criticism, der 1948 erschienenen *Theorie der Literatur* von Wellek und Warren, wird säuberlich unterschieden zwischen dem, was der Literatur ‹intrinsisch› und also wesentlich, und dem, was ihr ‹extrinsisch› und also unwesentlich ist.[29] Nicht von ungefähr trifft sich dies mit der Konjunktur des Spielbegriffs: Im Erscheinungsjahr von *Hamlet oder Hekuba*, 1956, wird Huizingas *Homo ludens* bei Rowohlt zum Bestseller.

---

27 Erst mit der *Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen* (Berlin: Duncker & Humblot, 1963) trat Schmitt wieder mit einem größeren Beitrag zur politischen Theorie hervor.

28 Wenn auch, wie das Beispiel Adorno belegt, nichts Einzigartiges. Zur hohen Medienpräsenz Adornos siehe Michael Schwarz, «‹Er redet leicht, schreibt schwer›: Theodor W. Adorno am Mikrophon», *Zeithistorische Forschungen/ Studies in Contemporary History* 8/2 (2011), URL: http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Schwarz-2-2011 (letzter Zugriff: 27. November 2013). Nach Schwarz' Schätzung muss Adorno in den fünfziger und sechziger Jahren in mindestens 300 Radiosendungen zu hören gewesen sein, weitere 300 Mal bei öffentlichen Auftritten. «Man konnte Adorno also fast jede Woche irgendwo hören.» (Ebd., Abs. 1)

29 René Wellek/Austin Warren, *Theory of Literature*, San Diego/New York: Harcourt, Brace, and Company, 1948. In deutscher Übersetzung ist das Buch ab 1959 auch hierzulande in hohen Auflagen verbreitet.

Schmitts Untertitel verkündet das Gegenprogramm: *Der Einbruch der Zeit in das Spiel*. Kunstautonomie? Mitnichten. Als bloßes Spiel – Trauerspiel, gespielte Trauer – würde die Hamlet-Tragödie nicht mehr als jene Krokodilstränen hervorrufen, die der Schauspieler im 2. Akt bei der Vorführung seiner Deklamationskunst um Hekuba vergießt:

> What's Hecuba to him, or he to Hecuba,
> That he should weep for her? (*Hamlet*, 2.2.536 f.)[30]
>
> Was ist ihm Hekuba, was ist er ihr,
> Daß er um sie soll weinen?[31]

Drei Bücher nennt Schmitt als seine Hauptanregungsquellen: Lilian Winstanley, *Hamlet and the Scottish Succession*,[32] John Dover Wilson, *What Happens in Hamlet?*[33] und Walter Benjamin, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*[34]. Wenig überraschend hat der Hinweis auf Benjamin, gerade in den USA, die bei weitem meiste Beachtung gefunden. Dies ist das Niveau, auf dem man Schmitts *Hamlet*-Studie sieht oder doch sehen möchte. Bestärkt in dieser Sicht fühlt man sich durch Benjamin selbst. Schließlich hatte der Schmitt 1930 sein Trauerspielbuch geschickt und dies mit einem Brief angekündigt, in dem es unter anderem heißt: «Sie werden sehr schnell bemerken, wie viel das Buch in seiner Darstellung der Lehre von der Souveränität im 17. Jahrhundert Ihnen verdankt.»[35] Das ging den Herausgebern der Benjamin-Briefe,

---

30 Sämtliche Shakespearezitate nach: *The Norton Shakespeare*, Hgg. Stephen Greenblatt et al., 2. Aufl., New York: Norton, 2008.

31 William Shakespeare, *Hamlet, Prinz von Dänemark*, in *Shakespeare. Sämtliche Werke in vier Bänden*, Hg. Günther Klotz, Bd. 4: *Tragödien*, Übs. August Wilhelm Schlegel/Dorothea Tieck/Wolf Graf Baudissin, Berlin: Aufbau-Verlag, 2000, S. 263–387; hier S. 312.

32 Siehe oben, Fn. 7.

33 John Dover Wilson, *What Happens in Hamlet?*, Cambridge: Cambridge University Press, 1935. Ein anerkannter Wegweiser, der seine nur scheinbar triviale Titelfrage durchaus untrivial beantwortet.

34 Walter Benjamin, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, Berlin: Rowohlt, 1928.

35 Walter Benjamin, Brief an Carl Schmitt, 9. Dezember 1930, in *Gesammelte Briefe*, Hgg. Christoph Gödde/Henri Lonitz, Bd. 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997, S. 558.

Adorno und Sholem, 1966 so sehr gegen den ideologischen Strich, dass sie den Brief schlicht verschwiegen.[36]

Ins andere Extrem verfallen nun allerdings die Bewunderer von Schmitts *Hamlet*-Buch, wenn sie von einer ‹Korrespondenz› Schmitts mit Benjamin sprechen[37] – eine solche ist nicht nachweisbar – und sich bemühen, hinter dem Höhenkamm der Benjamin-Verbindung die Niederungen der Winstanley-*Connection* zum Verschwinden zu bringen. Dies stellt die tatsächlichen Verhältnisse auf den Kopf. Entscheidend ist nicht Benjamin, sondern die exzentrische englische Muse, der Schmitt den Initialimpuls und die Grundidee für seine *Hamlet*-Studie verdankt.

In seiner Ausgabe vom 5. November 1952 meldet der *Spiegel* unter der Überschrift «Hamlet war Jakob» eine Neuerscheinung:

> Carl Schmitt, der verfemte Nestor des deutschen Staatsrechts, hat das Vorwort zu einem Buch geschrieben, das seine Tochter, die Bühnenbildnerin Anima Schmitt, erstmalig ins Deutsche übersetzt hat. Es ist kein rechtswissenschaftliches Werk, sondern ein schöngeistiges Büchlein, das schon im Jahre 1921 von der englischen Schriftstellerin Lilian Winstanley geschrieben wurde und das sich um den Nachweis bemüht, Shakespeare habe das Vorbild zu seinem Hamlet von König Jakob entliehen, dem Sohn der Maria Stuart.[38]

Der «verfemte Nestor» machte sich offenbar gut als Aufhänger; im weiteren Verlauf des Artikels bleibt er unerwähnt. Referiert werden die These Winstanleys und das kritische Echo, das sie seinerzeit gefunden hatte. Wann und wie Schmitt auf Winstanleys Buch aufmerksam wurde, ist bislang ungeklärt. Drei Jahrzehnte nach Erscheinen war es weitgehend in Vergessenheit geraten. Shakespeares Tragödie, so Winstanleys

---

36 Walter Benjamin, *Briefe*, Hgg. Gershom Scholem/Theodor W. Adorno, 2 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1966. Hierzu Samuel Weber, «Taking Exception to Decision: Walter Benjamin and Carl Schmitt», *Diacritics* 22 (1992), S. 5–18.

37 In ihrer Einleitung zu *Hamlet or Hecuba* («Schmitt and Shakespeare») sprechen Julia Lupton und Jennifer Rust von «Schmitt's correspondence with Walter Benjamin» (S. xv–xvi).

38 Anon., «Hamlet war Jakob», *Der Spiegel* 45/1952, 5. November 1952, S. 26 f; hier 26.

Kernthese, ist ein politisches Zeitstück, ein *drame à clef*, Shakespeares melancholischer Dänenprinz ein Porträt des Schottenkönigs Jakob, der 1603 als Nachfolger Elisabeths den englischen Thron bestieg. Wie Hamlet verlor auch Jakob seinen Vater Lord Darnley durch Mord, 1567, und wie Gertrude bei Shakespeare heiratete seine Mutter, Maria Stuart, wenig später in «schnöder Hast» seinen Mörder (*Hamlet*, 1.2).[39]

Maria Stuart (1542–1587) und ihr zweiter Ehemann, Henry Stuart, Lord Darnley (1545–1567), Anon., ca. 1565

Ist der Blick erst einmal auf diese beiden zentralen Identifikationen fixiert, so hat es mit den Spiegelungen kein Ende. Das barbarische Dänemark, das die nordische Vorläuferversion des *Hamlet* schildert,[40] findet bei Shakespeare keine Entsprechung. «Ist Shakespeares Dänemark also eine imaginäre, von ihm erdachte Gegend?» Weit gefehlt. Das reale Pendant, erkennbar im Zusammentreffen von feudaler Anarchie, philosophischer Bildung und exzessiver Trunksucht kann nur das zeitgenössische Schottland sein, wo «Zug für Zug» genau diese

39 Shakespeare, *Hamlet*, Übs. Schlegel, S. 275. Außerdem, so Winstanley, trage Hamlet aber auch Züge des Grafen Essex, des letzten Favoriten Elisabeths I., der seine schlecht vorbereitete Revolte 1601 auf dem Schaffott büßte.

40 Diese ist enthalten im dritten Buch der Chronik *Historiae Danicae* des Mönches Saxo Grammaticus (Ende 12. Jh.). In der englischen Übersetzung von Oliver Elton (1894) in Geoffrey Bullough (Hg.), *Narrative and Dramatic Sources of Shakespeare*, Bd. 7 (London: Routledge and Kegan Paul, 1973), S. 60–79.

«ausgefallen[e] und sonderbar[e]» Merkmalkonstellation anzutreffen sei.[41] Bei Shakespeare wird der Ratgeber Polonius im Beisein der Königin getötet; das gleiche widerfuhr David Rizzio, dem Sekretär Maria Stuarts in deren Beisein. Für Shakespeares erfundene Höflinge Güldenstern, Rosenkranz und Francisco gibt es reale Namensvettern am schottischen Hof, und mit Hamlets Vertrautem Horatio kann kein anderer gemeint sein als der Earl of Mar, der einzige loyale Freund des jungen, stets von Gefahren umgebenen Jakob.

Selbst die berühmteste Eigenschaft von Shakespeares berühmtestem Helden hat in Jakob ihre reale Entsprechung. Auch er ist ein Zauderer, unfähig, «[s]ich waffnend gegen eine See von Plagen» den «Pfeil und Schleudern» seiner Feinde entgegenzutreten.[42] Ergeht Hamlet sich in Selbstvorwürfen, so war es im wirklichen Leben Elisabeth, die dem Anwärter auf ihre Nachfolge brieflich immer wieder seine mangelnde Entschlossenheit im Umgang mit dem renitenten schottischen Adel vorwarf:

> Wenn Du also herrschen willst, ermahne ich Dich, Dich des Thrones würdig zu zeigen [...]. Ich sage mir, daß viele Deinen Händen entkommen mehr aus Deiner Furcht vor der eigenen Trägheit als aus Liebe zu den Entflohenen. So oft sehen sie, daß Du jemand trotz seiner offenen Verbrechen zuvorkommend behandelst [...]. Und da es Dir gefällt, um meinen Rat zu fragen – ich finde so viele Stellen an Deinem Reich, wo seine Gelenke durcheinandergeraten sind, daß es eines geschickteren Knochenarztes als ich es bin, bedürfte, um jedes Glied wieder richtig einzurenken.[43]

«I find so many ways your state so unjoynted, that it needs a skilfuller bone-setter than I to joyne each part in its right place», heißt es im englischen Original und rückt damit noch näher an Hamlets Stoßseufzer:

> The time is out of joint. O cursèd spite
>
> That ever I was born to set it right! (*Hamlet*, 1.5.189 f.)

41 Winstanley, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, S. 29 f.
42 Siehe Hamlets Monolog «Sein oder Nichtsein» (3.1). *Hamlet*, Übs. Schlegel, S. 316 f.
43 Winstanley, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, S. 86.

Sarkastisch bemerkt der Zürcher Anglist Bernhard Fehr in seiner Rezension von 1924: «Also Shakespeare hat als Dreißigjähriger 1592 Einblick in Elisabeths Brief gehabt, oder die Worte *unjoynted* und *joyned* flogen zehn Jahre später zwischen London und Edinburg (!) von Mund zu Mund! Auf derartigen salti mortali ist das ganze Buch aufgebaut.»[44]

Horatio sagt über Hamlets Vater: «A was a goodly king» (*Hamlet*, 1.2.185); der Leichnam von Jakobs ermordetem Vater Darnley wurde gepriesen als «the goodliest corpse of any gentleman».[45] Der Geist in *Hamlet* erscheint in voller Rüstung; von Darnley ist bekannt, dass er das auch oft tat (zu Lebzeiten!). Hamlets Vater wird in einem Obstgarten ermordet; Darnley auch. Hamlets Vater bekommt Gift ins Ohr geträufelt; ebendies soll auch Franz dem Zweiten, Maria Stuarts erstem Ehemann widerfahren sein. Bei Hamlets Vater bewirkt das Gift einen scheußlichen Ausschlag. Bei Darnley – auch er Opfer einer Giftattacke, die er knapp überlebte – brachen am ganzen Körper «schwarze Pusteln»[46] aus. Nicht anders wuchern Winstanleys Analogien. «Die Verfasserin», schreibt der Schweizer Rezensent, «glaubt heute fest an die Wirklichkeit ihrer Entdeckungen. Wenn sie nach Jahren in aller Ruhe ihr Buch wieder liest, wird sie zur Einsicht kommen, daß sie einst mit Peter Pan nach *Neverland* geflogen war.»[47]

---

44 Bernhard Fehr, Unbetitelte Rezension unter «I. Sprache und Literatur» in *Beiblatt zur Anglia* 35 (1924), S. 2–16; hier S. 6.

45 In der schottischer Geschichtschronik von George Buchanan, *Ane detectioun of the duinges of Marie Quene of Scottes, touchand the murder of hir husband, and hir conspiracie, adulterie, and pretensed mariage with the Erle Bothwell. And ane defence of the trew Lordis, mainteineris of the Kingis graces actioun and authoritie. Translatit out of the Latine quhilke was written by G.B.*, London: John Day, 1571.

46 Winstanley, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, S. 61.

47 Fehr, S. 6.

IV

Schmitt muss ein vollkommen anderes Buch gelesen haben:

> [Winstanleys] Belege sind einfach und klar. Sie führen aus dem Labyrinth idealistischer Konstruktionen und aus der Traumwelt romantischer Selbstbespiegelungen in eine harte Wirklichkeit. Der Nebel phantasievoller Deutung zergeht, das Geflimmer psychologischer Möglichkeiten hört auf. Man sieht den Granitfelsen einer einmaligen geschichtlichen Wahrheit auftauchen, und es erscheint die Gestalt eines wirklichen Königs mit seinem konkreten Schicksal.[48]

Das Hamlet-Rätsel also nicht bloß ein weiteres Mal neu gedeutet, sondern ein für allemal gelöst: Schmitts Gewissheit erinnert an die des Freud-Schülers Ernest Jones. Der glaubte in Hamlets Ödipuskomplex den alles erklärenden Generalschlüssel gefunden zu haben. Doch der neurotische Hamlet der Freudianer ebenso wie der wertherhaft zarte Hamlet Goethes und all die anderen psychologisierenden Hamlet-Versionen des 19. und 20. Jahrhunderts fallen unter Schmitts Verdikt des «Geflimmers». Zwar belegen sie die fortwirkende Produktivkraft der Shakespeareschen Schöpfung, doch deren Ursprung, die Quelle dieser Produktivkraft, erklären sie nicht. Für die Nachwirkung des *Hamlet* entscheidend sei vielmehr sein «Aktualitätskern der Präsenz»: «keine erdichtete Fabel, keine benutzte Saga, keine dramatisch verwertete Historie».[49] Vielmehr sei das von Shakespeare dramatisierte Geschehen

> für Dichter, Schauspieler und Zuschauer ebenso aktuelle Gegenwart, wie etwa für ein Wiener Publikum des Jahres 1889 der Tod des Kronprinzen Rudolf von Habsburg und die «Tragödie von Mayerling», oder für ein Berliner Publikum des Jahres 1934 die damalige Röhm-

48 Carl Schmitt, «Vorwort», in Winstanley, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, S. 7–25; hier S. 15.
49 Ebd., S. 14.

> Affäre. Man denke sich einmal, daß solch unmittelbar aktuelle Ereignisse damals in Wien oder Berlin in Gegenwart der Prominenten des Regimes und des Publikums der Hauptstadt in ähnlicher Weise auf die Bühne gebracht worden wären, wie das Schicksal Jakobs 1603/5 in London tatsächlich auf die Bühne gebracht worden ist.[50]

Nicht jedes Zeitstück, konzediert Schmitt, werde zum Kunstwerk, doch das Kunstwerk *Hamlet* schöpfe aus der «Einmaligkeit einer geschichtlichen Gegenwart, an der Dichter, Darsteller und Dargestellte, Schauspieler und Zuschauer teilnehmen. Aus diesem Ursprung nährt sich die mythische Kraft dieses Dramas.»[51]

Schmitt geht es um mehr als um das Aufstöbern historischer Parallelen. Es geht ihm um die dreigliedrige Kausalverbindung von Zeitgeschichte, Tragödie und Mythos. Der Einbruch der Zeit(geschichte) in das dramatische Spiel sorgt dafür, dass dieses Spiel über das bloß Spielerische hinaus ernst wird und durch diesen Ernst zur Tragödie; nur die so entstandene Tragödie aber kann zu dem werden, was *Hamlet* geworden ist: ein echter Mythos. Dies ist, kurzgefasst, die These, die schon im Vorwort zur Winstanley-Übersetzung 1952 angelegt ist und im *Hamlet*-Buch von 1956 weiter ausgearbeitet wird. «Die echte Tragödie», heißt es dort,

> hat gegenüber jeder andern Form, auch gegenüber dem Trauerspiel, eine besondere und außerordentliche Qualität, eine Art Mehrwert, den kein noch so vollendetes Spiel erreicht [...] Dieser Mehrwert liegt in der objektiven Wirklichkeit des tragischen Geschehens selbst. [...] Alle Beteiligten wissen um eine unumstößliche Wirklichkeit, die kein menschliches Gehirn erdacht hat, die vielmehr von außen gegeben, zugestoßen und vorhanden ist. Die unumstößliche Wirklichkeit ist der stumme Felsen, an dem das Spiel sich bricht und die Brandung der echten Tragik aufschäumt.[52]

---

50 Ebd., S. 12.
51 Ebd., S. 14.
52 Schmitt, *Hamlet oder Hekuba*, S. 46 f. Das ‹Einbruch›-Motiv verwendet Schmitt im Erscheinungsjahr von *Hamlet oder Hekuba* auch in folgender Variation: «Weihnachten 1956 schreibe ich in mein Tagebuch: Die Zeit ist reif zu jeder Art von Wasserstoff-Bomben. Die Diktatur ist überholt; sie ist ein altmodisches Mittel geworden im Vergleich zu den von Nobelpreisträgern erfundenen Vernichtungsmitteln. Die Menschheit bedurfte ihrer, sagt

Der Einbruch des Zeitgeschehens manifestiere sich in zwei Eigentümlichkeiten des Dramengeschehens, die Betrachtern des *Hamlet* immer wieder Rätsel aufgegeben haben. Schmitt nennt sie: «Das Tabu der Königin» und «Die Abbiegung» oder «Hamletisierung» des Rächers. Das Tabu der Königin ist der Grund dafür, dass das Stück uns verschweigt, ob Hamlets Mutter Gertrude schon vor dem Mord an ihrem ersten Gatten mit dessen Bruder und Mörder liiert und vielleicht sogar Komplizin war. Dieses Schweigen, sagt Schmitt, ist beredt; es verrät und verhüllt ein offenes Geheimnis: die Beteiligung Maria Stuarts an der Ermordung von Jakobs Vater, von ihr selbst stets bestritten, von ihren Gegnern stets unterstellt.

Ein «zweiter, noch stärkerer Einbruch» der Zeit in das Spiel sei Grund für die «Abbiegung der Figur des Rächers zu einem durch Reflexionen gehemmten Melancholiker», seine «Hamletisierung».[53] Auch für sie bleibt das Stück eine Erklärung schuldig.[54] Für Shakespeares Zeitgenossen lag sie hingegen klar zutage: In Hamlet erkannten sie ihren angehenden Monarchen. So Schmitts These.

Fraglos liegen Schmitts Überlegungen zum Nexus von Geschichte, Tragödie und Mythos über dem Niveau von Winstanleys historischer Schnitzeljagd. Allein schon die Formel vom «Einbruch der Zeit» und die Häufigkeit, mit der sie neuerdings zitiert wird, zeigen, dass Schmitt auch als spätberufener Shakespeare-Interpret über die Gabe der zündenden Prägnanz verfügt. Genauso fraglos aber bleibt Winstanleys Analogienjagd Schmitts *fundamentum in re*. Den Schmittschen Weizen von der Spreu Winstanleys trennen zu wollen, ist unmöglich.[55] Ohne

---

Hegel, und alsbald waren sie da. Die Stunde der Konsumgesellschaft ist gekommen. Das Wesen des Menschen hört auf, Arbeit zu sein und wird Spiel. Die Atombombe aber kommt als Einbruch der Zeit in das Spiel.» Für den Hinweis auf diesen Eintrag aus Schmitts *Glossarium* danke ich Gerd Giesler.

53 Ebd., S. 30.

54 «Shakespeare, as every man knows», schreibt John Dover Wilson, von Schmitt in einer Fußnote zitiert, «never furnishes an explication for Hamlet's inaction.» Wilson, *What Happens in Hamlet?*, S. 204; zit. in Schmitt, *Hamlet oder Hekuba*, S. 68.

55 Auch wenn dies des öfteren versucht wurde. So schreibt etwa Drew Daniel («Neither Simple Allusions Nor True Mirrorings›: Seeing Double with Carl Schmitt», *Telos* 153 (2010), S. 51–69; hier S. 58 f.): «[H]unting for resemblances is to miss Schmitt's point.» Das Problem, wäre dem zu erwidern, ist, dass Schmitts *point* auf die Ausbeute dieser ‹Jagd› gleichwohl angewiesen bleibt.

Winstanley kein «Einbruch». Schmitt braucht den Gleichungsbezug von Hamlet und Jakob, mag er auch noch so sehr beteuern, Hamlet sei zwar «ein Spiegel, aber kein bloßes Abbild», «kein Schlüsselstück und auch keine altmodische Form dessen, was man heute eine Wochenschau nennen würde.»[56] Doch was, wenn nicht ein Schlüsselstück haben wir vor uns, «wenn eine Person der geschichtlichen Gegenwart unter einem anderen Namen auftritt, aber für das Wissen der Zuschauer ohne weiteres erkennbar ist [und] das durchsichtige *Incognito* die Spannung und Anteilnahme der [...] Zuschauer [steigert]»? «Das eben war der Fall Hamlet-Jakob, von dem wir hier sprechen.»[57]

Der «Granitfelsen» der «einmaligen geschichtlichen Wahrheit», der dem «Nebel» der Phantasie, dem «Geflimmer» der psychologischen Deutungen ein Ende macht, ist nichts anderes als diese Gleichung Hamlet–Jakob. Mit ihr steht und fällt Schmitts Anspruch, den Subjektivismus der Psychologie mit der Objektivität der Geschichte auszutreiben.

Gegen Schmitt möchte ich jedoch behaupten, dass seine Hamlet-Interpretation in Wirklichkeit etwas ganz anderes, um nicht zu sagen das Gegenteil, bekundet: den Einbruch der Psychologie in die Geschichte.

Auch hierin folgt er Winstanley. Shakespeares Hamlet durch die psychologische Brille des 19. Jahrhunderts zu sehen, führe zwangsläufig, so argumentiert sie durchaus plausibel, zu anachronistischen Verzerrungen. Maßgeblich sei stattdessen «die Anschauungsweise des elisabethanischen Publikums». Diese erfordere das «sorgfältige Studium der Geschichte jener Zeit». Sorgfältiges Studium aber zeige, dass Hamlet und Jakob nicht nur gleich alt (dreißig), von gleicher Statur (*fat*) und gleicher Nachlässigkeit in Sachen Kleidung, sondern auch mit der gleichen traurigen Entscheidungsschwäche geschlagen waren; letztere im Falle Jakobs belegt durch Elisabeths briefliche Ermahnungen an ihn. «Sieht das nicht aus», fragt die Autorin, «als sei die Krankheit des Geistes in beiden Fällen identisch?» Natürlich tut es das, und die Verfasserin weiß auch, warum:

> Elisabeth und Shakespeare waren beide genial und beide analysieren ein und denselben Fall.[58]

---

56 Schmitt, «Vorwort», S. 8. Siehe auch Schmitt, *Hamlet oder Hekuba*, S. 25: «Ich behaupte nicht, daß Shakespeares Hamlet eine Kopie des Königs Jakob wäre.»

57 Schmitt, *Hamlet oder Hekuba*, S. 39.

58 Winstanley, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, S. 88.

Den Weg zu dieser atemberaubenden Schlussfolgerung ebnet aber nicht etwa, wie Winstanley meint, die Ersetzung trügerischer Psychologie durch verlässliche Historie, sondern im Gegenteil: die Vereinnahmung der Historie durch die psychologische Fiktion. Der Jakob, den Winstanley präsentiert, ist nicht Vorbild, sondern Abbild Hamlets, und zwar jenes Hamlets, den die psychologische Auslegungstradition des 18. und 19. Jahrhunderts geschaffen hat. Damit Hamlet zum Porträt Jakobs werden kann, muss zuerst Jakob zu Hamlet geworden sein.

John de Critz, Jakob I. (um 1606)

Schmitt treibt diese Hamletisierung Jakobs dramatisch auf die Spitze. Distanziert er sich eingangs seiner Studie von jenen, die aus Hamlet die Projektionsfläche ihrer eigenen Befindlichkeiten gemacht haben, so macht er selbst aus Jakob den Hamlet einer unverkennbar Schmittianischen Geschichtstragik:

> In dem philosophierenden und theologisierenden König Jakob verkörpert sich nämlich der ganze Zwiespalt seines Zeitalters, das ein Jahrhundert der Glaubensspaltung und des konfessionellen Bürgerkrieges war. […] Jakob ist […] einer der wenigen Stuarts, die im Besitz der Krone und eines natürlichen Todes gestorben sind. Aber sein Leben war trotzdem zerrissen und gefährdet genug. Als Kind von anderthalb Jahren wurde er zum König gekrönt. Alle Parteien such-

> ten sich seiner Person zu bemächtigen. […] Er war katholisch getauft, wurde aber der Mutter weggenommen und von den Feinden seiner Mutter protestantisch erzogen. […] So war er buchstäblich vom Mutterleibe an in die Spaltung seines Zeitalters hineingezogen. […] Das göttliche Recht der Könige war seine eigentliche Lebensangelegenheit, sein Existenz-Problem. […] Allerdings war seine ideologische Position einfach hoffnungslos. Katholiken und Protestanten, Jesuiten, Calvinisten und Puritaner und vor allem die gefährlichen Aufklärer haben ihn erledigt, nicht nur seine Theorien, auch sein Bild. Die Propaganda seiner Feinde hat aus ihm einen unsympathischen, halbverrückten Pedanten gemacht, einen Dickwanst mit dünnen Beinen, Glotzaugen und sabbernder Zunge.[59]

Jakobs Existenzproblem aber, so Schmitt weiter, «stand dem Verfasser der Tragödie in dessen eigener Existenz vor Augen»:

> Auf Jakob als den kommenden Thronerben setzten damals Shakespeare und seine Freunde; er war ihre Hoffnung und ihr Traum in einem verzweifelten Augenblick der Katastrophe und der Krise. […] Jakob hat [ihre] Hoffnungen […] enttäuscht. Aber Hoffnung und Traum waren nun einmal in das geniale Theaterstück eingegangen, die Figur Hamlets war in die Welt und ihre Geschichte eingetreten und der Mythos nahm seinen Weg.[60]

Angesichts des mitreißenden Pathos dieser Darstellung wagt der Philologe kaum den kleinlichen Hinweis, dass von einer Krise oder Katastrophe 1603 keine Rede sein kann. Penibel vorbereitet, vollzog sich die englische Thronfolge Jakobs in schönster Harmonie. Da sich auf Jakob als den kommenden Thronerben damals in England die allermeisten Hoffnungen richteten – und zwar nicht nur die der Essex-Anhänger, sondern auch die von deren Gegenpartei, den mit Essex bitter verfeindeten Cecils[61] –, ist es zumindest nicht unwahrscheinlich, dass auch

59 Schmitt, *Hamlet oder Hekuba*, S. 28–31.
60 Ebd., S. 32.
61 William Cecil, 1. Baron Burghley (1521–1598), der führende Staatsmann während des größten Teils der Regierungszeit von Königin Elisabeth I., und sein Sohn und Nachfolger Robert Cecil, 1. Earl of Salisbury (1563–1612). Robert Cecils Geheimkorrespondenz mit Jakob bereitete seit Essex' Untergang 1601 die Thronfolge Jakobs vor.

Shakespeare sich unter den Hoffenden befand. Aber dass seine Hoffnung sich ausgerechnet auf die absolutistischen Neigungen des Thronfolgers gerichtet haben soll, darf doch bezweifelt werden: Ein Jahr, nachdem Jakob mit *The True Law of Free Monarchies* (1598) sein erstes Plädoyer für das göttliche Recht der Könige veröffentlichte,[62] und im selben Jahr, 1599, als er mit *Basilikon Doron* das zweite folgen ließ,[63] brachte Shakespeare mit seinem Königsdrama *Henry V* ein Stück auf die Bühne, das in seinem Protagonisten («the mirror of all Christian kings») gerade *nicht* das göttliche Erbrecht dieses vorbildlichen Herrschers zelebriert, sondern seine Legitimierung durch Verdienst.[64]

Doch von der historischen Faktenlage einmal abgesehen,[65] erscheint Schmitts Konstruktion auch in grundsätzlicherer Hinsicht problema-

62 *The True Lawe of Free Monarchies: or The Reciprock and Mutuall Dutie betwixt a Free King, and His Naturall Subiectes*, Edinburgh: Robert Waldegraue, 1599.

63 Von diesem königlichen Geschenk (Βασιλικὸν Δῶρον) in Form eines belehrenden Briefes an Jakobs Sohn Heinrich erschienen zunächst nur sieben Exemplare (Edinburgh: Robert Waldegraue, 1599). Erst im Jahre seiner englischen Thronbesteigung, 1603, erschien das Werk in großer Auflage.

64 Zitierenswert ist hierzu die Ansicht C. G. Thayers (*Shakespearean Politics: Government and Misgovernment in the Great Histories*, Athens: Ohio University Press, 1983, S. 162 f.: «[I]n 1599, after the publication of *The Trew Law* and at a time when James's candidacy [for the English crown; AHö] had been considerably strengthened, Shakespeare was representing on the stage the virtues of man-centered kingship with some reference to the monarch that most Englishmen expected would succeed to the throne and whose candidacy was being quietly but aggressively pushed by both Cecil and Essex [...]». Die ‹Botschaft› des Stückes laute also: «James VI of Scotland has an indefeasible hereditary right to the crown of England, and he is a desirable candidate on other grounds as well [...] but he *does* hold some regrettable notions of kingship, and most specifically he believes in the discreditable doctrine of the divine right of kings of which he is a notable authority.» Dass Shakespeare sein Stück als Botschaft an den künftigen König von England intendiert habe, ist natürlich auch bei Thayer Spekulation; immerhin aber eine, die sich hinsichtlich des Inhalts dieser (angeblichen) Botschaft auf die Evidenz des Shakespeareschen Textes berufen kann.

65 «[James'] peaceful accession was welcomed with practical unanimity, and, we are told, ‹the like joy, both in London and all parts of England, was never known.›» Godfrey Davies, *The Early Stuarts 1603–1660* (The Oxford History of England, 9), Oxford: Oxford University Press, 1959, S. 1, zitiert *Hist. MSS. Com.*, *Salisbury MSS.* (1930), xv, 26. Auch von einer ideologischen Krise kann keine Rede sein: Dass Shakespeare oder der Kreis um Essex/Southampton all ihre Hoffnung auf einen Herrscher absolutistischer Prägung gesetzt hätten, ist eine Schmittsche Projektion.

tisch. Zunächst ist sie ja hoch attraktiv, im heutigen Jargon gesprochen, anschlussfähig. Die Einseitigkeit der marxistischen Widerspiegelungstheorie überwindend, nimmt sie die Denkfigur des Bedingt-Bedingenden vorweg, die mit dem *New Historicism* der achtziger Jahre in Schwang gekommen ist.[66] Der Einbruch der Zeit in das Spiel wird im zweiten Schritt zum Einbruch des Spiels in die Zeit. Die Geschichte formt das Spiel – welches dadurch nicht mehr bloß Spiel ist, sondern Ernst und also Tragödie –, und diese Tragödie erzeugt nun ihrerseits die geschichtswirksame Kraft eines genuinen Mythos.

Wenn dem aber so ist, was ist dann mit Jakob? Wo bleibt *er* in Schmitts Argument? Wie verträgt sich die «gesteigerte Aktualität»[67] des politischen Zeitstücks *Hamlet* mit der *longue durée* und größtmöglichen Wandlungsfähigkeit des Hamlet-Mythos? Anders gefragt: Wie kann das «Geflimmer» der psychologischen Hamlet-Deutungen, die ja allesamt von der Hamlet-Jakob-Verbindung nichts wissen, die mythenschaffende Kraft ebendieser Verbindung bezeugen? Noch anders gefragt: Was ist *uns* eigentlich Jakob? »What's James to *us* that we should weep for him?»

Schmitts Antwort auf diese letzte Frage scheint klar; wir sollen nicht einmal an ihn denken: «Ich mute [...] niemandem zu, an Jakob zu denken, wenn er den Hamlet auf der Bühne sieht.»[68] Und:

> Es wäre töricht, Hamlet in der Maske des Jakob zu spielen. Das wäre entweder geschichtliches Panoptikum und Meiningerei, oder aber der Versuch, einem Gespenst Blut zu spenden und eine Art Vampyri-

66 Vgl. dazu exemplarisch Louis A. Montrose, »*A Midsummer Night's Dream* and the Shaping Fantasies of Elizabethan Culture», in *The Discourses of Sexual Difference in Early Modern Europe*, Hgg. Margret W. Ferguson et al., Chicago/London: University of Chicago Press, 1983, S. 65–87; hier S. 87: «*A Midsummer Night's Dream* is [...], in a double sense, a *creation* of Elizabethan Culture: for it also creates the culture by which it is created, shapes the fantasies by which it is shaped, begets that by which it is begotten.» Siehe auch Andreas Höfele, «New Historicism / Cultural Materialism», *Shakespeare Jahrbuch West 1992*, S. 108–123.

67 Schmitt, «Vorwort», S. 11; hier betont Schmitt auch die «stärkste Präsenz und zeitnächste Wirklichkeit» des Dramengeschehens «unmittelbar an Ort und Stelle».

68 Schmitt, *Hamlet oder Hekuba*, S. 40.

> sierung. Kein Archiv, kein Museum und kein Antiquariat kann mit seiner Art Echtheit die Gegenwart eines Mythos beschwören.[69]

Es wird aber noch schwieriger, denn auch um Hamlet sollen wir nicht weinen. «[G]anz undenkbar» sei es, sagt Schmitt,

> daß Shakespeare mit seinem Hamlet-Drama nichts anderes vorhatte, als seinen Hamlet zur Hekuba zu machen und daß wir um Hamlet weinen sollen, wie der Schauspieler um die trojanische Königin geweint hat. Wir würden aber tatsächlich um Hamlet wie um Hekuba weinen, wenn wir die Wirklichkeit unseres gegenwärtigen Daseins von dem Bühnenspiel abtrennen wollten. Dann wären unsere Tränen die Tränen von Schauspielern geworden. Wir hätten keine Sache und keinen Auftrag mehr und hätten beides für den Genuß des ästhetischen Interesses am Spiel hingegeben. Das wäre schlimm, denn es wäre ein Beweis dafür, daß wir auf dem Theater andere Götter haben als auf dem Forum und auf der Kanzel.[70]

Hier sind wir beim weltanschaulichen Kern. Dass wir in der Tat «auf dem Theater andere Götter haben als auf dem Forum und auf der Kanzel» ist die Errungenschaft – Schmitt würde sagen, der Fluch – der säkularisierten Moderne; der Fluch, der mit der Glaubensspaltung seinen Anfang nahm. Dass das ‹ästhetische Interesse am Spiel› entkoppelt ist vom Ernst der Politik und der Religion, ist Kennzeichen des Liberalismus, des von Schmitt so gehassten ‹Zeitalters der Neutralisierungen›. In dieser, für Schmitt entscheidenden Perspektive ist es dann wiederum doch eher Jakob als Hamlet, um den wir weinen, genauer: an dessen Schicksal wir die tragische «Wirklichkeit unseres gegenwärtigen Daseins» erkennen sollen. Denn Jakobs «Existenz-Problem» ist kein lang versunkenes Gestern; vielmehr bestimmt die geschichtliche Realität seines ‹zerrissenen Daseins›, diese «Quelle tiefster Tragik», für Schmitt auch noch und gerade das Heute: «[D]ie geschichtliche Wirklichkeit der Maria Stuart und ihres Sohnes Jakob [...] ist uns immer noch etwas anderes und mehr als Hekuba.»[71]

---

69 Ebd., S. 53.
70 Ebd., S. 45.
71 Ebd., S. 54 f. In diesem Sinne auch Walter Warnach in seiner Rezension von

Bezeichnend ist, dass bei diesen Schlusssätzen des Buches auch Ferdinand Freiligraths Gedicht von 1844 wieder auftaucht, das mit der berühmten Eröffnungszeile «Deutschland ist Hamlet» eine Selbstanklage der tatenlosen liberal-nationalen Opposition im Vormärz anstimmt:

Deutschland ist Hamlet! – Ernst und stumm
In seinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um,
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Dasteht die Hohe, blank bewehrt,
Und sagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
«Sei mir ein Rächer, zieh' dein Schwert!
Man hat mir Gift in's Ohr geträufelt!»

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund' an will er Rächer sein –
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, muth'gen That
Fehlt ihm die frische, muth'ge Seele![72]

Zu Beginn seiner Studie hatte Schmitt das Gedicht als Beispiel für jenes «Labyrinth» der psychologischen *Hamlet*-Deutungen zitiert,[73] aus dem er den Ausweg weisen will. Nun, gegen Ende, wird es erwähnt, weil es einen Horizont eröffne, in dem sich der geschichtliche Ursprung des Hamlet-Dramas mit dem Fortwirken «des tragischen Hamlet-Mythos» verbindet.[74] ‹Hamlet ist Jakob›: nun nicht mehr als Antithese der Formel ‹Deutschland ist Hamlet›, vielmehr als deren Voraussetzung, die Bedingung ihrer Möglichkeit.

Hamlet oder Hekuba, «Hamlet-Mythos und Geschichte» in der *FAZ* (2. Juni 1956): «In Hamlet-Jakob konzentriert sich die ungeheure geschichtliche Spannung des konfessionellen Bürgerkriegs, an dessen Folgen wir heute noch teilhaben.»

72 Ferdinand Freiligrath, «Hamlet», in ders., *Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte*, Mainz: von Zabern, 1844, S. 251–257; hier S. 253 f.

73 Schmitt, *Hamlet oder Hekuba*, S. 11 f.

74 Ebd., S. 54 f.

V

Nachdem *Hamlet oder Hekuba* im Frühjahr 1956 erschienen war, verschob Schmitts Interesse sich vom Ursprung des Hamlet-Mythos auf dessen Weiterleben in der Geschichte, also von ‹Hamlet ist Jakob› auf ‹Deutschland ist Hamlet›. Ein Kartengruß an Ernst Jünger vom 1. August 1956 ist mit einer Zeichnung versehen:

> Die Hieroglyphe der Westlichen Welt:
> 1848: Deutschland ist Hamlet
> 1918: Europa ist Hamlet
> 1958: die ganze Westliche Welt ist Hamlet
> Für Ernst Jünger aufgeschrieben von
>
> Carl Schmitt.
> (*Die Hamlet-Kurve* 11/7 56)[75]

Jünger bedankt sich für die «Schicksalskurve» und fügt hinzu:

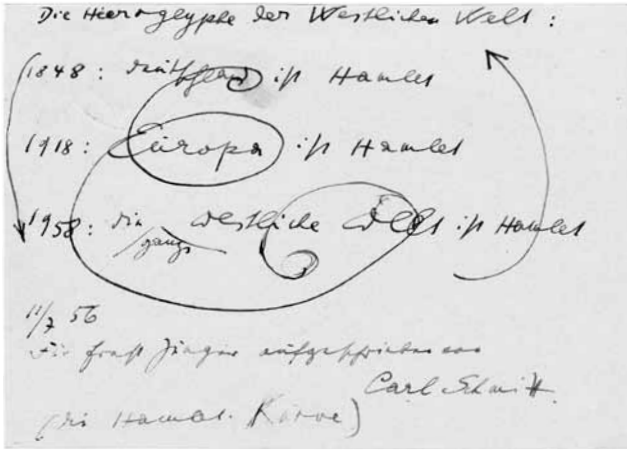
> – danach hätten wir ja noch zwei Jahre Zeit. Hamlet scheint stark in Mode zu kommen – ob das ein gutes Zeichen ist, ist eine andere Frage.[76]

Die Gegenwartsnähe des Hamlet-Mythos betont auch Rüdiger Altmann, Schmittianer und einer der wenigen Rezensenten von *Hamlet oder Hekuba*:[77] «Will Don Capisco den Antagonismus der Gegenwart

75 Helmuth Kiesel (Hg.), *Ernst Jünger – Carl Schmitt. Briefe 1930–1983*, 2., erg. und überarb. Neuausg., Stuttgart: Klett-Cotta, 2012, S. 309 f.; hier 310. Die Datierung der Zeichnung weicht von der der Postkarte ab. Schmitt fügte seine Hamlet-Kurve auch anderen Briefen dieser Zeit bei, u.a. an Armin Mohler.

76 Ebd.

77 Als substanzielle Auseinandersetzungen mit Schmitts Studie sind nur die Rezensionen von Walter Warnach (*FAZ*) und Rüdiger Altmann (*Civis*) zu nennen. Beide Rezensenten können als ‹Schmittianer› bezeichnet werden. Auch *Der Spiegel* berichtet über *Hamlet oder Hekuba* («Die Mutter ist tabu», *Der Spiegel* 35/1956, 29. August 1956, S. 41 f.), sachlich-nüchtern,



Die Hamlet-Kurve

ungewöhnlich zurückhaltend im Urteil; der Anfang des Artikels entspricht fast wörtlich dem von 1952: «Carl Schmitt, der Nestor des deutschen Staatsrechts», das Adjektiv ‹verfemt› (‹der verfemte Nestor›) fehlt. Die anglistischen Fachzeitschriften übergehen Schmitts Hamlet-Publikation mit Schweigen. Das *Shakespeare Jahrbuch* beispielsweise rezensierte die Winstanley-Übersetzung von 1952, ignorierte jedoch *Hamlet oder Hekuba*. Die kurze Rezension von Georg Lenz im *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* ist höflich-nichtssagend. Drei Jahre später befaßt sich Hans-Georg Gadamer in einem Exkurs zum Stichwort ‹Okkasionalität› mit der Schmittschen *Hamlet*-Interpretation – respektvoll zwar, aber ablehnend: «So über Raum und Zeit erhaben ist das Spiel der Kunst nicht, wie das ästhetische Bewußtsein es behauptet. Auch wenn man das grundsätzlich anerkennt, wird man aber nicht von einem Einbruch der Zeit in das Spiel reden dürfen, wie jüngst Carl Schmitt im Hinblick auf das Hamlet-Drama getan hat [...] Auch wenn es grundsätzlich richtig ist, die Vorurteile einer reinen Erlebnisästhetik auszuschalten und das Spiel der Kunst in seinen zeitgeschichtlichen und politischen Zusammenhang hineinzustellen, so scheint es mir doch bei ‹Hamlet› dann fehlerhaft, wenn einem zugemutet wird, Hamlet wie einen Schlüsselroman zu lesen. [...] So ist es in Wahrheit der Einbruch des Spiels in die Zeit, der sich hier vor uns darstellt. Zweideutig wie das Spiel ist, kann es seine unvoraussehbare Wirkung erst im Sichausspielen entfalten. Es ist seinem Wesen nach nicht geeignet, ein Instrument maskierter Ziele zu sein, die man nur durchschauen müßte, um es eindeutig zu verstehen [...] So verfällt Carl Schmitt m. E. einem falschen Historismus [...].» Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, 2. Aufl., Tübingen: Mohr, 1965, S. 469–471; 470–471.

sich selbst überlassen [...]?» fragt er rhetorisch in der RCDS-Zeitschrift *Civis*, um dann desto stärker auf Aktualität zu pochen: «[N]icht nur den Kern einer *geschichtlichen* Wirklichkeit» treffe der Hamlet-Mythos, sondern «auch das gegenwärtige Schicksal des europäischen Intellektuellen».[78]

Schmitt nahm dieses Stichwort auf.[79] Am 21. Januar 1957 hielt er an der TH Aachen einen Vortrag über «Hamlet als mythische Figur der Gegenwart».[80] «[W]elches Bild», so die Ausgangsfrage, «[stellt] sich uns vor Augen [...], wenn wir den Namen ‹Hamlet› hören»?

> Wir sehen dann eine bestimmte Figur, einen schwarz gekleideten Prinzen, der einen großen Auftrag erhält und übernimmt und vor lauter Denken und Philosophieren nicht zur Tat kommt, der an sich selbst und seiner Umwelt leidet, seinen Mitmenschen mit überlegener Ironie begegnet und sich in seinen Monologen mit Selbstvorwürfen quält, bis ihn schließlich die Ereignisse überrollen. Mit anderen Worten: wir sehen das, was man einen typischen Intellektuellen nennen kann. Das Typische daran ist das Mißverhältnis von Denken und Tun, die Lähmung durch Reflexion und Selbstbetrachtung, überlegene Intelligenz und Ironie aber kraftloses Versagen vor der Wirklichkeit. So ist dieser Hamlet Shakespeares zur mythischen Figur des europäischen Intellektuellen geworden.[81]

---

78 Rüdiger Altmann, «Hamlet als mythische Situation. Zu Carl Schmitt: Hamlet oder Hekuba – Der Einbruch der Zeit in das Spiel», *Civis. Zeitschrift für christlich-demokratische Politik* 18 (1956), S. 39.

79 Darauf deutet auch der Anfang von Schmitts Selbstkommentierung «Was habe ich getan?» (1957) hin; Schmittiana 5 (1996), S. 13–19. Er selbst spricht in *Hamlet oder Hekuba* nur ein einziges Mal vom ‹Intellektuellen›, wenn er sagt, dass «die europäische Dichtung [seit der Renaissance] drei große symbolhafte Figuren geschaffen [hat]: Don Quijote, Hamlet und Faust. [...] Alle drei sind merkwürdigerweise Bücherleser und insofern Intellektuelle, wenn man so sagen will.» (S. 54) Bei Altmann wird Hamlet als «der mythische Archetyp des europäischen Intellektuellen» zum zentralen Thema (Altmann, «Hamlet als mythische Situation», S. 39).

80 Das unbetitelte Typoskript (RW 265-20311) bricht nach zwei Seiten ab; der Rest des Textes besteht aus handschriftlichen Notizen. In einem Brief an Ernst Jünger (26. Januar 1957) erwähnt Schmitt ihn unter dem Titel ‹Hamlet als mythische Figur der Gegenwart›. *Ernst Jünger / Carl Schmitt: Briefe*, S. 320. Eine Zusammenfassung des Argumentationsgangs bei Mehring, *Carl Schmitt*, S. 503 f.

81 Schmitt, «Hamlet als mythische Figur der Gegenwart».

Die Rolle der Intellektuellen in der modernen Gesellschaft stand seit Raymond Arons in Frankreich skandalisiertem Bestseller *Opium für Intellektuelle* von 1955 europaweit auf der Tagesordnung.[82] Schmitt kannte das Buch; interessant ist, dass er seine Beispiele Hamletscher Intellektualität nicht, wie Aron, in der Kaste der Philosophen, Schriftsteller und Publizisten findet, sondern in der Politik: «So sind z. B. der deutsche Reichskanzler Brüning 1930/32, oder der italienische demokratische Sozialist Saragat 1951, oder der Ministerpräsident Segni 1956 als hamletische Figuren bezeichnet worden», des weiteren der britische Premier Eden in der aktuellen Suez-Krise sowie «der Besiegte der Präsidentschaftswahl vom November 1956, Adlai Stevenson». Allein schon sein Beiname «der Hamlet von Illinois» habe jedem Kenner klargemacht, dass er gegen Eisenhower keine Chance haben würde.[83]

Wie die Zeitungsausschnitte in seinem Nachlass belegen, hat Schmitt bis ins hohe Alter Hamlet-Wiedergänger gesammelt: Robert Oppenheimer, in der *Zeit* 1967 der «Hamlet der modernen Physik»[84]; Paul VI. im *Allgemeinen Sonntagsblatt* 1977 der «Hamlet von Mailand» («Der Papst leidet aber er leitet nicht»)[85] und 1979 – Schmitt war damals 91 – im *Spiegel* (26. November) Enrico Berlinguer als der «Rote Hamlet».[86]

82 Raymond Aron, *L'opium des intellectuels*, Paris: Calmann-Lévy, 1955; dt.: *Opium für Intellektuelle oder Die Sucht nach Weltanschauung*, Übs. und Hg. Klaus Peter Schulz, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1957. Riccardo Bavaj, «Ideologierausch und Realitätsblindheit: Raymond Arons Kritik am Intellektuellen ‹französischen Typs›», *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 5/2 (2008), URL: http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Bavaj-2-2008 (letzter Zugriff: 27. November 2013).

83 Siehe hierzu auch das Typoskript einer Briefnotiz (Nachlass Schmitt RW 265-21086): «Ich mache eine Wette, daß der demokratische Kandidat Adlai Stevenson bei den kommenden Präsidentschaftswahlen in USA nicht gewählt werden wird. Für meine Prognose genügt mir die Tatsache, daß Adlai Stevenson ‹Hamlet› genannt wird, der ‹Hamlet von Illinois›. Plettenberg, den 28. Oktober 1956, Prof. Carl Schmitt» Der Verteiler nennt als Adressaten u. a. E. Jünger, H. Freyer, A. Mohler, Prof. J. Ritter, J. Hombrich, W. Warnach.

84 *Die Zeit*, 3. März 1967, S. 9 (RW 265-20311).

85 *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, 25. September 1977, S. 12 (RW 265-20311).

86 RW 265-21086 Bd. 1.

Diese Suche nach immer neuen Hamlet-Inkarnationen mag trivial erscheinen. Doch ihre tiefere Bedeutung erschließt sich im Blick auf Schmitts Suche nach Inkarnationen einer anderen Figur, der des *Katéchon*, des Aufhalters. Seit den frühen vierziger Jahren rückt dieser ins Zentrum von Schmitts Geschichtstheologie.[87] Er ist der Träger «einer Kraft, die das Ende aufhält und den Bösen niederhält»;[88] er verhindert, dass der Antichrist sein Reich errichtet vor dem Ende der Zeit. «Man muß für jede Epoche der letzten 1948 Jahre den *κατέχων* nennen können. Der Platz war niemals unbesetzt, sonst wären wir nicht mehr vorhanden», schreibt Schmitt im Dezember 1947. Dass man ihn nennen können muss, bemerkt Heinrich Meier zu Recht, heißt freilich nicht, «daß man ihn tatsächlich nennen kann.» Schmitts Kandidatenliste wirkt einigermaßen beliebig. In je verschiedenen Kontexten und Hinsichten nennt er Personen wie die Habsburger Kaiser Rudolf II. und Franz Joseph I., den tschechischen Präsidenten Masaryk und den polnischen Marschall Piłsudski, dann aber auch wieder Institutionen wie das Imperium Romanum und den Jesuitenorden.

Zwischen der Suche nach dem *Katéchon* und der Suche nach neuen Hamlets herrscht mehr als bloß Analogie. Wenn Schmitt die Abwärtsspirale der «Hamlet-Kurve» zur «Hieroglyphe der westlichen Welt» erklärt, dann ist sie fester Bestandteil seines eschatologischen Geschichtsbilds. Dann werden sowohl die reale historische Person ‹hinter› Shakespeares Hamlet wie auch all die nachgeborenen Hamlets der Geschichte zu Akteuren im manichäischen ‹Weltbürgerkrieg› zwischen den Mächten des Antichrist und den Kräften, die sich diesem «in den Weg stellen», die die Herrschaft des Widersachers, wenn nicht verhindern, so doch aufschieben (2 Thess 2:6,7).

Schmitts Beschreibung des unglücklichen Stuart-Königs Jakob macht diesen zum *Katéchon*, aber zu einem *Katéchon manqué*, einem

87 Schmitt selbst datiert seine «théorie du *κατέχων*» auf 1932. Vgl. Carl Schmitt, *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951*, Hg. Eberhard Freiherr von Medem, Berlin: Duncker & Humblot: 1991, S. 80; siehe jedoch Heinrich Meier, *Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie*, 3. Aufl., Stuttgart/Weimar: Metzler, 2009, S. 243 f. In Schmitts Schriften, so Meier, ist der Begriff erstmals 1942 nachweisbar. Meine Ausführungen zum Katéchon stützen sich auf Meiers Darstellung.

88 Ebd., S. 243.

verhinderten Verhinderer, wenn man so will, dessen Wissen darum, was ein König sein und tun sollte, sich leider nur allzu sehr unterschied von dem, was er war und zu tun vermochte. Und indem Shakespeare diesem königlichen Zauderer mit seinem *Hamlet* den Spiegel vorhielt, übernahm er, Shakespeare, den Part eines *Katéchon* zweiten Grades. «Shakespeares Hamlet», schreibt Schmitt, «ist eine einzige, an Jakob I. gerichtete Beschwörung, das göttliche Recht der Könige nicht in Reflexionen und Diskussionen zu verbrauchen.»[89] Mit diesem Appell aber, diesem versuchten ‹Zugang zum Machthaber›[90], wird der Autor des *Hamlet* zum Double des Autors von *Hamlet oder Hekuba*. Hier schreibt Schmitt sich selbst und seine Rolle in der Endphase der Weimarer Republik in den Hamlet-Mythos ein: als Ratgeber des letzten Kanzlers der Republik, der Hitler nicht aufhalten konnte.

89 Schmitt, «Vorwort», S. 17.
90 Siehe Carl Schmitt, *Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber*, Pfullingen: Neske, 1954.

VI

Dass seine Rolle nach 1933 das genaue Gegenteil eines *Katéchon* gewesen ist, hat Schmitt nie wirklich zugegeben. Nirgends in seinen späteren Schriften findet sich auch nur der Anflug eines Eingeständnisses; dafür umso häufiger und heftiger das Gefühl, zu Unrecht beschuldigt zu werden. Im Brief an einen ehemaligen Schüler bezeichnet er sich 1950 als «König Lear des öffentlichen Rechts», was besagen soll: «More sinned against than sinning» (3.2.58) – «ein Mann, an dem / Man mehr gesündigt, als er sündigte.»[91]

Das Gefühl, immer – und ganz gleich, in welcher Sache – als Angeklagter behandelt zu werden,[92] beherrscht auch die Erklärung zu seinem Hamlet-Buch, die Schmitt 1956 im Hause seines Verlegers Eugen Diederichs vortrug. Allein schon ihr Titel, «Was habe ich getan?», suggeriert, natürlich mit voller Absicht, die Schuldfrage. Schmitt inszeniert die Verteidigung eines kleinen Büchleins über *Hamlet* als großen Auftritt vor dem Tribunal der Geschichte:

> Was also habe ich getan? Auf den ersten Blick etwas Gutes oder doch Einwandfreies. Ich habe ein Buch über Hamlet geschrieben. Hamlet ist ein sehr beliebtes Thema. Zehntausende einwandfreier Menschen haben über Hamlet geschrieben. Ich befinde mich also in einer einwandfreien Gesellschaft.[93]

91 Brief an Karl Lohmann, 21. Juli 1950, Nachlass Carl Schmitt, RW 569-490. *König Lear*, in *Shakespeare. Sämtliche Werke*, Übs. Schlegel, S. 550.

92 «Aber mir geschieht immer nur Unrecht; ich bin hors la loi und vogelfrei». Schmitt, *Glossarium*, S. 59. Anlässlich einer kritischen Beurteilung seines Aufsatzes über Francisco de Vitoria durch Friedrich August von der Heydte versteigt sich Schmitt sogar zu der Behauptung: «Niemals in den 12 Jahren der Hitlerzeit ist einem jüdischen Kollegen eine so niederträchtige Bosheit angetan worden.» (Brief an Ernst Forsthoff vom 1.12.1949) Zit. in Mehring, *Carl Schmitt*, S. 471.

93 Carl Schmitt, «Was habe ich getan?», S. 15.

Das insistierende ‹einwandfrei› wird hier, ganz wie das Wort ‹honourable› in Mark Antons Forumsrede bei Shakespeare, zum Signal sarkastischer Distanz. Gegen den Konformitätszwang des Einwandfreien stilisiert sich Schmitt zum Widerstandskämpfer. Denn indem er es wagte, Literatur und politische Geschichte miteinander in Beziehung zu setzen, habe er gegen das «Reinheits-Tabu» der idealistischen Kunstauffassung verstoßen und sei damit zum «Störenfried» für den Wissenschaftsbetrieb geworden, und «[d]er Störenfried ist bekanntlich immer der Aggressor». Das Monopol auf eine historisch-politische Literaturbetrachtung aber beanspruche die Gegenseite, der kommunistische Diamat (dialektische Materialismus). Auch gegen dieses habe er verstoßen:

> Unversehens gerate ich in die Rolle des Arbeitsstörers, Tabuverletzers und Monopolgefährders. Und das nicht etwa redensartlich und im Spaß, sondern in einer Zeit flagranter Kriminalisierungen. Nichts kennzeichnet unsere heutige Lage mehr, als die Konstruktion immer neuer Delikte: neue Verkehrsdelikte wie Alkoholgenuß, neue Wirtschaftsdelikte wie Abwerbung, von den hochpolitischen neuen Delikten lieber ganz zu schweigen. Erfahrung und Verstand sagen mir, daß Arbeitsstörung, Tabuverletzung und Monopolgefährdung sich für Kriminalisierung ganz besonders eignen. Auch ist mir bekannt, daß die Inhaber des dialektisch-materialistischen Kunstbetrachtungsmonopols entschlossene Kriminalisierer sind.
> Was bleibt einem alten Mann in dieser Lage übrig? Das beste ist unbeirrte Erkenntnis und offenes Geständnis. Dieses lege ich hier unumwunden ab.[94]

Niemand hat Schmitt wegen seines Hamletbüchleins beschuldigt, geschweige denn kriminalisiert. Die Philologen («ja, ja die Philologen») haben es schlicht ignoriert. Insofern betreibt Schmitt in «Was habe ich getan?» ein reines Schattenboxen.

Die Schatten, um die es dabei wirklich geht, haben mit Shakespeare wenig zu tun. Von ihnen schweigt das ‹offene Geständnis›.

94 Ebd., S. 19.

Verzeichnis der zitierten Literatur

Anon., «Die Mutter ist tabu», *Der Spiegel* 35/1956, 29. August 1956, S. 41 f.

Anon., «Hamlet war Jakob», *Der Spiegel* 45/1952, 5. November 1952, S. 26 f.

Altmann, Rüdiger, «Hamlet als mythische Situation. Zu Carl Schmitt: Hamlet oder Hekuba – Der Einbruch der Zeit in das Spiel», *Civis. Zeitschrift für christlich-demokratische Politik* 18 (1956), S. 39.

Aron, Raymond, *L'opium des intellectuels*, Paris: Calmann-Lévy, 1955; dt.: *Opium für Intellektuelle oder Die Sucht nach Weltanschauung*, Übs. und Hg. Klaus Peter Schulz, Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1957.

Bahners, Patrick, «Du bist der Feind mir», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14. Oktober 2009, 23.

Bavaj, Riccardo, «Ideologierausch und Realitätsblindheit: Raymond Arons Kritik am Intellektuellen ‹französischen Typs›», *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 5/2 (2008), <http://www.zeithistorische-forschungen.de/ 16126041-Bavaj-2-2008> (letzter Zugriff: 27. November 2013).

Benjamin, Walter, *Gesammelte Briefe*, Hgg. Christoph Gödde/Henri Lonitz, Bd. 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.

Benjamin, Walter, *Briefe*, Hgg. Gershom Scholem/Theodor W. Adorno, 2 Bde., Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1966.

Benjamin, Walter, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, Berlin: Rohwolt, 1928.

Buchanan, George, *Ane detectioun of the duinges of Marie Quene of Scottes, touchand the murder of hir husband, and hir conspiracie, adulterie, and pretensed mariage with the Erle Bothwell. And ane defence of the trew Lordis, mainteineris of the Kingis graces actioun and authoritie. Translatit out of the Latine quhilke was written by G.B.*, London: John Day, 1571.

Davies, Godfrey, *The Early Stuarts 1603–1660* (The Oxford History of England, 9), Oxford: Oxford University Press, 1959.

Daniel, Drew, «‹Neither Simple Allusions Nor True Mirrorings›: Seeing Double with Carl Schmitt», *Telos* 153 (2010), S. 51–69.

Fehr, Bernhard, Unbetitelte Rezension unter «I. Sprache und Literatur», *Beiblatt zur Anglia* 35 (1924), S. 2–16.

Freiligrath, Ferdinand, «Hamlet», in ders., *Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte*, Mainz: von Zabern, 1844, S. 251–257.

Gadamer, Hans-Georg, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen: Mohr, [2]1965.

Galván, Tierno, «Benito Cereno oder der Mythos Europa», in *Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt zum 80. Geburtstag*, Hgg. Hans Barion et al., Bd. 1, Berlin: Duncker und Humblot, 1968, S. 345–356.

Gerlach, Hellmut von, «Schleicher und sein Stahlhelm», *Die Weltbühne* 28/2 (1932), S. 343.

Höfele, Andreas, «New Historicism / Cultural Materialism», *Shakespeare Jahrbuch West* 1992, S. 108–123.

Hürten, Heinz (Hg.), *Deutsche Briefe 1934–1938. Ein Blatt der katholischen Emigration*, 2 Bde., Mainz: Matthias-Grünewald-Verlag, 1969.

Hüsmert, Ernst (Hg.), *Carl Schmitt. Tagebücher vom Oktober 1912 bis Februar 1915*, Berlin: Akademie Verlag, [2]2005.

Hüsmert, Ernst/Giesler, Gerd (Hgg.), *Carl Schmitt. Die Militärzeit 1915 bis 1919*, Berlin: Akademie Verlag, 2005.

James I., *Basilikon Doron*, Edinburgh: Robert Waldegraue, 1599.

James I., *The True Lawe of Free Monarchies: or The Reciprock and Mutuall Dutie betwixt a Free King, and His Naturall Subiectes,* Edinburgh: Robert Waldegraue, 1599.

Kesting, Marianne, «Begegnungen mit Carl Schmitt», *Schmittiana* 4 (1994), S. 95–105.

Kliĉkoviĉ, Sava, «Benito Cereno. Ein moderner Mythos», in *Epirrhosis. Festgabe für Carl Schmitt zum 80. Geburtstag*, Hgg. Hans Barion et al. Bd. 1, Berlin: Duncker und Humblot, 1968, S. 265–273.

Kiesel, Helmuth (Hg.), *Ernst Jünger – Carl Schmitt. Briefe 1930–1983*, Stuttgart: Klett-Cotta, [2]2012.

Lenz, Georg, Rez.: «Carl Schmitt, Hamlet oder Hekuba. Der Einbruch der Zeit in das Spiel», *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 43 (1957), S. 158 f.

Lupton, Julia/Rust, Jennifer, «Schmitt and Shakespeare», in Carl Schmitt, *Hamlet or Hecuba: The Intrusion of the Time into the Play*, Übs. David Pan/Jennifer R. Rust, New York: Telos Press, 2009, S. xv–xvi.

Mehring, Reinhard, *«Eine Tochter ist das ganz andere». Die junge Anima Schmitt (1931–1983)* (Carl Schmitt Opuscula. Plettenberger Miniaturen, 5), Hgg. Gerd Giesler/Ernst Hümsert, Plettenberg: Carl-Schmitt-Gesellschaft, 2012.

Mehring, Reinhard, *Carl Schmitt – Aufstieg und Fall. Eine Biographie*, München: C. H. Beck, 2009.

Meier, Heinrich, *Die Lehre Carl Schmitts. Vier Kapitel zur Unterscheidung Politischer Theologie und Politischer Philosophie*, Stuttgart/Weimar: Metzler, [3]2009.

Montrose, Louis A., «*A Midsummer Night's Dream* and the Shaping Fantasies of Elizabethan Culture», in *The Discourses of Sexual Difference in Early Modern Europe*, Hgg. Margret W. Ferguson et al., Chicago/London: University of Chicago Press, 1983, S. 65–87.

Ottmann, Henning, «Carl Schmitt», in *Politische Philosophie des 20. Jahrhunderts*, Hgg. Karl Graf Ballestrem/Henning Ottmann, München: Oldenbourg, 1990, S. 61–87.

Saxo Grammaticus, «Historiae Danicae», Übs. Oliver Elton [1894], in *Narrative and Dramatic Sources of Shakespeare*, Hg. Geoffrey Bullogh, Bd. 7, London: Routledge and Kegan Paul, 1973, S. 60–79.

Schmitt, Carl, «Foreword to the German Edition of Lilian Winstanley's Hamlet and the Scottish Succession», Übs. Kurt R. Buhanan, *Telos* 153 (2010) (Special Issue: Carl Schmitt's Hamlet or Hecuba), S. 164–177.

Schmitt, Carl, *Hamlet or Hecuba: The Intrusion of the Time into the Play*, Übs. David Pan/Jennifer R. Rust, New York: Telos Press, 2009.

Schmitt, Carl, *Glossarium. Aufzeichnungen der Jahre 1947–1951*, Hg. Eberhard Freiherr von Medem, Berlin: Duncker & Humblot, 1991.

Schmitt, Carl, «Was habe ich getan?» [1957], *Schmittiana* 5 (1996), S. 13–19.

Schmitt, Carl, *Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen*, Berlin: Duncker & Humblot, 1963.

Schmitt, Carl, *Hamlet oder Hekuba: Der Einbruch der Zeit in das Spiel*, Düsseldorf: Diederichs, 1956.

Schmitt, Carl, *Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber*, Pfullingen: Neske, 1954.

Schmitt, Carl, «Vorwort», in Lilian Winstanley, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, Pfullingen: Günter Neske, 1952, S. 7–25.

Schmitt, Carl, «Die deutsche Rechtswissenschaft im Kampf gegen den jüdischen Geist. Schlusswort auf der Tagung der Reichsgruppe Hochschullehrer des NSRB vom 3. und 4. Oktober 1936», *Deutsche Juristen-Zeitung* 41 (1936), Sp. 1193–1199.

Schmitt, Carl, «Die Verfassung der Freiheit», *Deutsche Juristen-Zeitung* 40 (1935), Sp. 1133–1135.

Schmitt, Carl, «Der Führer schützt das Recht», *Deutsche Juristen-Zeitung* 39 (1934), Sp. 945–950.

Schmitt, Carl, «Das Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich», *Deutsche Juristen-Zeitung* 38 (1933), Sp. 455–458.

Schmitt, Carl, «Die deutschen Intellektuellen», *Westdeutscher Beobachter*, 31. Mai 1933, S. 1.

Schuller, Wolfgang/Giesler, Gerd (Hgg.), *Carl Schmitt. Tagebücher 1930 bis 1934*, Berlin: Akademie Verlag, 2010.

Schwarz, Michael, «‹Er redet leicht, schreibt schwer›: Theodor W. Adorno am Mikrophon», *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 8/2 (2011), <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Schwarz-2-2011> (letzter Zugriff: 27. November 2013).

Shakespeare, William, *The Norton Shakespeare*, Hgg. Stephen Greenblatt et al., New York: Norton, [2]2008.

Shakespeare, William, *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Übs. August Wilhelm Schlegel/Dorothea Tieck/Wolf Graf Baudissin, Hg. Günther Klotz, Berlin: Aufbau-Verlag, 2000.

Thayers, C. G., *Shakespearean Politics: Government and Misgovernment in the Great Histories*, Athens: Ohio University Press, 1983.

Warnach, Walter, «Hamlet-Mythos und Geschichte», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2. Juni 1956 / Nr. 126, «Literaturblatt».

Weber, Samuel, «Taking Exception to Decision: Walter Benjamin and Carl Schmitt», *Diacritics* 22 (1992), S. 5–18.

Wellek, René/Warren, Austin, *Theory of Literature*, San Diego/New York: Harcourt, Brace, and Company, 1948.

Wilson, John Dover, *What Happens in Hamlet?*, Cambridge: Cambridge University Press, 1935.

Winstanley, Lilian, *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*, Übs. Anima Schmitt, Pfullingen: Günter Neske, 1952.

Winstanley, Lilian, *Hamlet and the Scottish Succession*, Cambridge: Cambridge University Press, 1921.

Anhang

Zeitgenössische Kommentare zu Carl Schmitts *Hamlet*-Interpretation

Anhang 1

Reinhart Koselleck: Entwurf einer Rezension

Hamlet, Sohn der Maria Stuart

(Verlag Günther Neske, Pfullingen 1952)

Sartres Ruf nach einer Littérature engagée hallt seit einigen Jahren durch den Blätterwald unserer Kunstkritik: man fordert eine «gegenwartsnahe Dichtung», aber kann sich des hohlen Gefühls nicht erwehren, einen künstlichen Krampf mit diesem Appell zu produzieren. Der innere Zusammenhang zwischen geschichtlicher Gegenwärtigkeit und echter Dichtung ist ein ursprünglicher und lässt sich nicht herstellen: weder durch einen Vierjahresplan für produktive Literatur noch durch einen Aufruf zu freier Meinungsäusserung. Beide Versuche sind ein Symptom unserer Wirklichkeit, aber nicht diese selbst; sie reichen somit nicht in den Raum wahrer Dichtung, die sich in ihrem ursprünglichen Bezug zur Geschichte sowenig als Produktion wie als Stellungnahme verstehen lässt.

Unsere geschichtliche Gegenwart spricht sich weder in den Verfügungen herrschender Gruppen aus noch in den Verleugnungen, die man diesen angedeihen lässt. Sie kann aber sprechen – in ihrer dem menschlichen Dasein transzendenten Präsenz – aus Werken der Dichter. Heute freilich ist sie so drohend wie stumm. Man denke an die historistisch aufgezäumte und autobiographisch aufgehängte Memoirenliteratur unserer Schriftsteller, um von dem Schweigen des modernen Dramas ganz zu schweigen.

«Hamlet!» ruft ein bekannter Franzose aus, «seltsam, wie der Standpunkt wechselt, je nachdem ob man ein Produkt der Schuld oder der Legitimität ist». So banal diese Worte klingen, wenn sie auf den bürgerlichen Geburtsschein des reflektierenden Betrachters bezogen bleiben, so sehr treffen sie Hamlet selber, wenn man die Worte in ihrer vollen geschichtlichen Bedeutung nimmt. Hamlet ist Jacob I., der Sohn der

Maria Stuart, und Shakespeare behandelt in der Tat in seinem grössten Drama das Problem persönlicher Schuld und geschichtlicher Legitimität, das zugleich ein Problem geschichtlicher Schuld und persönlicher Legitimität ist. Hamlet = Jacob I. ist der präsumptive Nachfolger der Elisabeth, er ist der Sohn der Maria Stuart, die den Mörder seines Vaters Claudius = Bothwell geheiratet hat. Dänemark ist Schottland, und die historische Parallele lässt sich bis in die letzten Einzelheiten und Personen des Dramas hinein nachweisen, das Shakespeare – im Gefolge des Grafen Essex – in den Jahren 1601–3 für sein londoner Publikum geschrieben hat. Die Zeitnähe eines der grössten Dichtwerke wird hier manifest. Beide, Dichter und Publikum standen vor der gleichen brennenden Frage wer wird der Nachfolger Elisabeths, und wenn Jacob, wer ist dieser theologisierende und philosophierende König in Schottland, der den Mord an seinem Vater nicht zu rächen wusste ? –

In einer soliden historisch-kritischen Arbeit hat Lilian Winstanley mit einem geradezu kriminalistischen Spürsinn diese geschichtlichen Verknüpfungen des «Hamlet» aufgewiesen. Die Studie erschien 1921, und sie ist, man muss sagen: endlich in die deutsche Sprache übertragen worden und zwar in der knappen und flüssigen Übersetzung von Anima Schmitt. Die Arbeit hat keinen hochtrabenden Anspruch, aber in aller Bescheidenheit leistet sie um so mehr. Sie öffnet an einem eindringlichen Beispiel den Blick auf die grundlegende Voraussetzung aller Dichtung, auf die Geschichtlichkeit, der jedes Kunstwerk enspringen muss, um nicht von vornherein ein Produkt purer Ideologie zu sein. Darüber hinaus ist sie der Nadelstich in den aufgeblasenen Luftballon frei schwebender ästhetischer, psychologischer, philologischer und sonstiger Interpretationen, deren Anzahl bekanntlich Legion ist. Mit höchster Spannung verfolgt man, wie psychologisch scheinbar unauflösliche Widersprüche ihre Klärung in der einmaligen Situation finden, die Shakespeare in seinem Drama verdichtet hat. Hier gilt: weniger Interpretation ist mehr. Erst das Eindringen in den geschichtlichen Gehalt erschliesst die Wahrheit der Dichtung. Denn nur aus dem geschichtlichen Ursprung nährt sich die mythische Kraft des Hamlet. Diesen inneren Zusammenhang von Geschichte, Dichtung und Mythos hat Carl Schmitt in einem Vorwort sichtbar gemacht. Doch hier soll nicht vorgegriffen werden,– lesen wir und wir erfassen «ein wesentliches Ereignis unserer europäischen Geschichte: die Geburt des Hamlet-Mythos aus einem Schauspiel zeitgeschichtlicher Präsenz».

Anhang 2
Walter Warnach: Zu *Hamlet, Sohn der Maria Stuart*

(Aus einem Brief von Walter Warnach an Carl Schmitt, vom 18. November 1952)

«Ich las in der Zwischenzeit Ihre Einleitung, die auf dem Hintergrund dieses Buches (von Lilian Winstanley) ihr erhöhtes Relief gewinnt: Sie entscheiden, was in dem Buch halb aus wissenschaftlicher Zurückhaltung, halb aus Ratlosigkeit offen gehalten wird. So kühn und erfolgreich die Thesen sind, die Lady Winstanley vorbringt, so wenig kühn – das werden Sie zugeben müssen – ist ihre Art, Vorteile aus ihnen zu ziehen. Man ist, wenn man zu ihrer «Schlussfolgerung» gelangt ist, ganz verblüfft, so viele Trümpfe in ihrer Hand zu sehen und muss feststellen, dass sie nach diesem streckenweise sehr matten Spiel, nicht mehr zu besiegen ist. Diese linkische, unbeholfene Art gewinnt im Rückblick sehr für das Buch, wenn man auch manchen Verdruss nicht verschmerzen kann. Und doch – sobald Sie einsetzen, atmet man erleichtert auf, um allerdings in die atembeklemmende Spannung Ihrer Argumentation gezogen zu werden. Ich muss zwar ausdrücklich zurücknehmen, was ich nach dem ersten Einlesen in das Buch gesprächsweise äusserte, dass ich von Ihrer These, der Geburt des Mythos aus der zeitgeschichtlichen Präsenz im Hamlet, nichts in Winstanleys Buch gefunden habe. Ich hatte eben nicht die «Schlussfolgerung» gelesen, wo sie in ihrer unentschiedenen Sprache alles sagt, was Sie zum Ausgangspunkt für Ihre These brauchten. Dennoch geben Sie etwas Neues: Sie sammeln, wenn ich so sagen darf, alle Energien auf den einen Punkt der zeitgeschichtlichen Präsenz, damit aus dem Druck der bedeutsamen Gegenwart, dem «Feuer der Aktualität», die Mythenkraft aufspringe. So zwecklos souverän Sie es auch hinstellen, man hat doch das Gefühl, Sie wollten dem jungen Dramatiker – weil ja alles durch das Bewusstsein hindurch muss – deutlich machen, worauf es beim Produzieren ankommt. Der tierische Ernst, der seit Jahrzehnten im politischen Leben Stil geworden ist, wird es dem Dramatiker nicht leicht machen, der Wirklichkeit das Theatermässige abzugewinnen, das «Theater im Theater». Er muss seinen Stoff gewissermassen doppelt zubereiten.

Im Zusammenhang mit der Sellnerschen Aeusserung über Schiller,* die Sie mir wiedergaben, ist das für mich höchst anregend. Man müsste

da weiterbohren und z.B. untersuchen, warum in Kleists Hermannschlacht sich dieser Umschlag ins Mythische nicht vollzieht, und warum ihm im Prinzen von Homburg der preussische Mythos fast absichtslos gelingt. Ich habe übrigens selten Ihre Prosa so mit Lust gelesen. Sie halten sich völlig mühelos im Bedeutsamen, und brauchen, um das Gewichtigste zu sagen, die Stimme nicht um einen Ton zu erhöhen. Dabei kommen Sie zu Formulierungen, um die Sie selbst grosse Aphoristiker beneiden würden.

So ist die «Ehrenrettung» für alle Teile zu Gewinn ausgeschlagen, wie ich glaube. Und wenn ich mir denke, dass die alte Lady noch in Ihren vorgerückten Jahren begreifen gelernt hat, dass auch ehemalige «preussische Offizier[e]»** Ritterlichkeit aufbringen können, bin ich ganz gerührt.

* «Wenn Schiller anfängt zu dichten, fängt er an zu lügen»

** Bezieht sich auf eine feindliche Aeusserung über den preussischen Offizier im Original des Buches (S. 21) die mit Erlaubnis der Verfasserin in der deutschen Ausgabe gemildert worden ist.

Anhang 3

Walter Warnach: Rezension von *Hamlet oder Hekuba*

Hamlet-Mythos und Geschichte

Carl Schmitt: «Hamlet oder Hekuba. Der Einbruch der Zeit in das Spiel.» (Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, 1956, 75 S., 6,80 DM)

T. S. Eliot spricht in seinem Essay über «Hamlet und seine Probleme» von jener «höchst irreführenden Art» schöpferischer Kritik, die durch geniale «Unterstellung» aus Hamlet einen Platzhalter («vicarious existence») der eigenen Schöpferpersönlichkeit mit ihren Problemen macht. Ob solche Kritiker nun Goethe heißen oder Coleridge, ihr Hamlet ist ihnen wichtiger als der Shakespeares und das Drama, oder genauer, die Figur Hamlet nur ein grandioser Anlaß zur Selbstauslegung. Durch diesen zwanghaften Zug zur Selbstidentifikation erweisen sie sich als echtbürtige Romantiker, wenn anders das Wort vom Okkasionalismus der

Romantik zu Recht besteht, wonach für den Romantiker Welt nur Anlaß ist zur Begegnung mit sich selbst. Bekanntlich stammt diese Definition von dem Staatsrechtler Carl Schmitt, er hat sie in seinem 1919 erschienenen Werk «Die Politische Romantik» gegeben. Wenn dieser Rechtsgelehrte nun nach nahezu vierzig Jahren noch einmal gegen diese geheimste Gefahr des Deutschen, seinen Hang zur Flucht vor der Wirklichkeit in die schlechte Subjektivität, die Welt und Mitmenschen zur bloßen «occasio» herabwürdigt, seine Stimme erhebt, so ist das ein höchst eindrucksvolles Beispiel geistiger Kontinuität, die von Ursprünglichkeit und Kraft des Ansatzes zeugt. Daß die Auseinandersetzung nun auf einem sehr viel schmaleren Gelände geführt wird als in dem Werk des jungen Gelehrten, in einer Untersuchung über den Hamlet und seine Interpretationsmöglichkeiten, diese Verengung des Kampffeldes macht den Vorgang nur um so erregender. Das Terrain ist mit Vorbedacht gewählt, denn der Hamlet ist von eh und je der bevorzugte Tummelplatz romantischer Selbstauslegung (von Friedrich Schlegel bis André Gide ließe sich eine ganze Genealogie von mehr oder minder romantisierenden Hamletinterpreten aufstellen). Ueberraschenderweise ist die Kampfsituation die gleiche geblieben wie zur Zeit der «Politischen Romantik», der Kampf muß gleichzeitig gegen zwei Gegner geführt werden: den ästhetischen Eskapismus der Deutschen mit seiner idealistischen Spieltheorie und gegen die marxistische Linke, die aus diesem Versagen des deutschen Geistes Kapital schlägt, aber dem Verhängnis, nun selber die geschichtliche Wirklichkeit zu verlieren und bare Ideologie zu werden, nicht entrinnen kann. Was gegen diesen unheimlichen Zug zur Daseinsverflüchtigung erstritten werden soll, ist die Sinnmacht der geschichtlichen Wirklichkeit.

Den Antrieb zu dieser Untersuchung gibt der von der literarischen Kritik oft und oft festgestellte Sachverhalt, daß der Hamlet Shakespeares einen offenbaren Bruch aufweist, der immanent, vom Werk her nicht zu erklären ist, daß er gleichwohl eine Jahrhunderte überdauernde Aktualität bewahrt, mehr als jedes andere, in sich vollkommenere Drama des Dichters. In Anlehnung an die Forschungen der Engländerin Winstanley (die deutsche Ausgabe Ihrer Hamletmonographie erschien 1953 unter dem Titel «Hamlet, Sohn der Maria Stuart» bei Neske, Pfullingen, mit einer Einleitung von Carl Schmitt) weist dieser nach, daß hier ein echter Einbruch der Geschichte, sehr konkreter Zeitereignisse, in das Spiel auf der Bühne erfolgt ist, der allein jenen vielberufe-

nen Bruch zureichend erklärt. Die Umstände der Thronfolge Jakobs I. nach dem Tode der Königin Elisabeth sind dem Dramatiker Shakespeare wichtig genug, daß er um ihretwillen das Spiel aus den Geleisen seiner immanenten Logik hebt. Die merkwürdigen Analogien, die das Schicksal Jakobs I. mit der Handlung der literarischen Quelle des Stücks, der nordischen Amlethsaga, hat, verschieben die Akzente des dramatischen Geschehens: nach dem Vorbild des tatenarmen, grüblerischen, theologisierenden Stuart, bei dessen Regierungsantritt die von Elisabeth aus London verbannte Schauspieltruppe nach ihrer Rückkehr den Hamlet agiert, ist aus dem gewalttätigen, verschlagenen Rächer der Vorlage ein selbstquälerischer Zauderer geworden. Für die innere Kohärenz des dramatischen Geschehens ist diese «Abbiegung des Rächer-Typus» zweifellos von Schaden. Es ist nun das besondere Anliegen Schmitts, nachzuweisen, wie sich dieses Minus der ästhetischen Organisation des Dramas in ein Plus verwandelt, und zu diesem Zweck macht er die Funktion sichtbar, die dieser Einbruch der Zeit in das Bühnengeschehen hat, keine mindere als jene, die im antiken Drama der Mythos übernimmt: zwischen dem Zuschauer und jenem Spiel auf der Bühne die Gemeinsamkeit des Geschicks herzustellen und zur Erfahrung zu bringen. Die Funktion des Mythos in der antiken Tragödie kann in der christlichen Welt nur der Bezug zur Geschichte, zu dem konkreten Zeitgeschehen, übernehmen. Dieses Fremdelement aber, das das Spielgeschehen zu relativieren scheint, erhebt das Trauerspiel zur Tragödie. Indem der Zuschauer auf diesen «Wirklichkeitskern» des Dramas stößt, schlägt sein Mitgehen in Schicksalsbegegnung um. Und nun ereignet sich das Unerhörte: gerade diese aus Erfindung und Geschichte gemischte Natur der Hamletgestalt macht aus ihr einen neuen Mythos. In Hamlet-Jakob konzentriert sich die ungeheure geschichtliche Spannung des konfessionellen Bürgerkriegs, an dessen Folgen wir heute noch teilhaben.

Es ist hier nicht möglich, die mit der Souveränität eines höchst erfahrenen Rechtsdenkers durchgeführte Argumentation Carl Schmitts darzulegen. Es geht um die Grundthese, daß wahrhaft «tragisches Geschehen und freie Erfindung sich ausschließen». Die Majestät der geschichtlichen Wirklichkeit ist unverletzlich und weist mit ihrem Vorhandensein den Autonomieanspruch des romantischen Subjekts in seine Schranken, in sein Nichts zurück. Aber diese geschichtliche Wirklichkeit will nach ihrem vollen Maß genommen werden. Sie ist und kann

niemals sein das Ergebnis der Reduktion aller anderen Daseinsebenen auf den ökonomischen Unterbau. — Damit wendet sich Carl Schmitt gegen den zweiten Gegner: die marxistische Literaturkritik. Die Kampfweise Schmitts ist von einer verblüffenden Zielsicherheit. Es fallen kaum Namen. (In Anmerkung wird ein frühes Werk von Georg Lukacs herangezogen und auf die Pascal-Racine-Deutung verwiesen, die neuerdings Lucien Goldmann in Anlehnung an Lukacs versucht hat.) Im übrigen entsteht der Eindruck, als ob Carl Schmitt in der Frontstellung gegen die Bodenlosigkeit der idealistischen Aesthetik und ihrer «Freiheit» kein anderes Anliegen habe, als im gleichen Sinne wie die marxistische Interpretation Kunst und Dichtung, das Kunstwerk und seine Deutung auf den Boden der politischen Wirklichkeit zu stellen. Auch die betonte Aufmerksamkeit auf den soziologischen Rahmen des Shakespeareschen Theaters liegt in dieser Richtung. Mehr noch, Schmitt gebraucht gelegentlich sogar das Vokabular seines Gegners, spricht etwa «vom Mehrwert» der Tragödie. Hier allerdings wird dann eklatant sichtbar, daß alle diese Uebereinstimmungen barer Augentrug sind. Denn jener Mehrwert ist der «stumme Fels der objektiven Wirklichkeit», an dem gemessen die «ökonomische Wirklichkeit» der Marxisten nur eine hohle Attrappe ist. Im scheinbaren Mitgehen mit der marxistischen Literaturbetrachtung erledigt er nur um so unfehlbarer ihre Grundthese mit dem höheren Recht der ganzen Wirklichkeit und ihrer fortwaltenden Geschichtsmacht.

Anhang 4

Rüdiger Altmann: Rezension

Hamlet als mythische Situation

Zu Carl Schmitt: Hamlet oder Hekuba –
Der Einbruch der Zeit in das Spiel

Wenn ein berühmter Lehrer des Staatsrechts ein Buch über Hamlet schreibt, muß er ein besonderes Motiv dafür haben; denn niemand wird von ihm den Ehrgeiz erwarten, nur eine Lücke im philologischen Schrifttum ausfüllen zu wollen. Will Don Capisco den Antagonismus der Gegenwart sich selbst überlassen, um das Urgestein des Denkens,

die Zeit absaugend, zu erforschen? Warum soll Hamlet aus dem Rampenlicht des psychologischen Theaters und des philologischen Rationalismus ins Dunkel einer mythischen Situation zurücktreten? – Das sind keine bloß rhetorischen Fragen, deren Beantwortung dahin gestellt bleiben könnte – um so weniger, als Georg Lukacs, einer der großen Provokateure Europas, jüngst eine massive Polemik gegen die «mythenschaffende Tendenz» eröffnet hat.

Lukacs, Literaturhistoriker und Leninist, stellt sie als «Zerstörung der Vernunft» und diese selbst als einen soziologischen Prozeß dar, der – wie jede marxistische Analyse – in dialektischer Verwicklung Anklage und Verurteilung der bürgerlichen Gesellschaft enthält. Einer der Hauptangeklagten in diesem Prozeß heißt übrigens Carl Schmitt. Wir wollen der Verhandlung, die Lukacs inszeniert, hier nicht weiter folgen. Sie endet jedenfalls in einem «großen Gegenspiel», dem Aufstand der Massen *für* die Vernunft, das allerdings auch nur ein Vorspiel ist für den letzten Ernstfall: der ideologischen und gewaltsamen «Wiedereinsetzung der Vernunft in ihre Rechte». Auf dieser marxistischen Höllenfahrt des Rationalismus, die immer abschüssiger werdende geschichtliche Immanenz hinunter, gibt es keinen Mythos, weil es keine Transzendenz mehr gibt, und keine aufhaltenden Kräfte, weil die Zeit nur das Signal permanenter Aktion ist.

Für Hamlet hat die Vernunft noch aufhaltende Kraft, und sei es nur als Kraft der Verzweiflung. Carl Schmitt, der in Shakespeares Trauerspiel das geschichtliche Schicksal der Stuarts begriffen hat, will ihn zum modernen Mythos, zum Mythos des Intellektuellen erheben. Das würde den inneren Widerspruch Hamlets in die Dialektik des europäischen Geistes transzendieren. Folgen wir Carl Schmitt bei dem Versuch, die verschiedenen Schichten des komplizierten Tatbestandes abzuheben, um den mythischen Kern der Tragödie freizulegen, so stoßen wir zunächst auf das «Tabu der Königin». Shakespeare verzichtet «aus Scheu, aus moralischen und politischen Rücksichten, aus Taktgefühl und natürlicher Ehrfurcht» darauf, die Schuld der Mutter am Vatermord aktuell aufzuhellen. Aber dieses Tabu, das eine radikale Antwort auf die Schuldfrage der Mutter verhindert, hemmt damit auch den Ablauf der Handlung, nimmt Hamlet die Kraft des Vorsatzes und schlägt ihn in den Bann abgründiger Reflexionen.

Carl Schmitt nennt das die «Hamletisierung des Rächers», dessen Charakter und Motivation durch politische Rücksichten des Autors

umgebogen worden seien: So irrt sein Blick über sämtliche Problemkreise des Menschseins, während doch seine konkrete Lage als Thronfolger und Rächer des Vaters blindes Handeln erforderte. Statt dessen inszeniert er ein «Schauspiel im Schauspiel», das Carl Schmitt auf großartige Weise als Versuch entziffert, die ausweglose Situation durch ein Spiel zu reproduzieren und zu aktualisieren, dadurch aber zugleich den Ernstfall in den Vordergrund zu spielen. Doch will sich nicht nur Hamlet durch die erwartete Reaktion des Mörders und der Mutter Gewißheit verschaffen, auch der zeitgenössische Zuschauer konnte sich informieren, weil nun die geschichtliche Wirklichkeit selbst ins Spiel gesetzt wurde. Allerdings wirkt der Einbruch der politischen Realität so stark, daß der Autor das Spiel abbrechen läßt, bevor es seinen Höhepunkt erreicht.

Kehren wir also zum Mythos zurück: «Shakespeares unvergleichliche Größe besteht darin, daß er – durch Scheu und Rücksicht bewogen, durch Takt und Ehrfurcht geleitet – aus der wirren Fülle tagespolitischer Aktualitäten die Gestalt herausgreift, die fähig war, zum Mythos gesteigert zu werden. Daß es ihm gelang, den Kern einer Tragik zu fassen und den Mythos zu erreichen, war der Lohn für jene Scheu und Ehrfurcht, die das Tabu respektierte und die Figur eines Rächers zu einem Hamlet umbog.

So ist der Mythos Hamlet entstanden. Ein Trauerspiel stieg zur Tragödie empor und konnte in dieser Form späteren Zeiten und Geschlechtern die lebendige Gegenwart einer mythischen Figur vermitteln.»

Hier endet die Interpretation Shakespeares, und hinter dem geschichtlichen Abbild Hamlets erscheint der mythische Archetyp des europäischen Intellektuellen. Carl Schmitt vertritt die Auffassung, daß der Mythos sowohl, wie in der Antike, der Tragödie vorgegeben sein als auch aus ihr hervorgehen könne. «Während die antike Tragödie den Mythos vorfindet und daraus das tragische Geschehen schöpft, ist im Falle Hamlets der seltene, aber typisch moderne Erfolg eingetreten, daß der Dichter, aus der Wirklichkeit, die er unmittelbar vorfindet, einen Mythos stiftet.» Indem aber Hamlet in das Dunkel einer mythischen Situation zurücktritt, ist er mit den Kategorien der Psychologie – und damit auch der Soziologie und der Anthropologie – nur noch schwer zu fassen: Die Mythe steht geradezu im Gegensatz zum soziologischen und anthropologischen Wissen, das sie entleert, indem sie es rational erklärt. Doch wäre mit solchen Hinweisen der mythischen Situation

Hamlets nicht Genüge getan. So gewiß die geistvolle Schrift Carl Schmitts kein Vexierbild ist, in dem er eine Soziologie der Intellektuellen versteckt hält, so wenig verdunkelt sie den Hamlet zu einem elementaren Urbild, zu einem Sein an sich. Dazu bedeutet er zu viel. Es handelt sich eher um ein Mythologem, von dem G. F. Jünger sagt, es gleiche «einer bemalten Figur, die hohl ist, und im Innern ein Arsenal von goldenen Argumenten und Beweisführungen enthält. Die Methoden des Wissens, die Wissenschaft, in nuce, die Wahrheit, womit zugleich ausgesprochen ist, daß hier eine höhere Wahrheit uns entgegentritt. Das geschichtliche Abbild Hamlets wird so in einen Archetypus eingeschmolzen, der seine Geschichtlichkeit, seine Soziologie und Anthropologie aufzehrt. Nur so kann es ohne Widerspruch bleiben, daß der Intellektuelle, der die «Entmythisierung und Entmythologisierung» oder – nach dem berühmt gewordenen Wort Max Webers – die Entzauberung der Welt – so weit vorgetrieben hat, selbst zum Motiv und Gegenstand eines mythischen Bildes wird.

Doch wenn ein Mythos gezeugt, und bezeugt, nicht geschaffen werden kann, so trifft er nicht nur den Kern einer *geschichtlichen* Wirklichkeit – er betrifft in irgendeiner Weise auch das *gegenwärtige* Schicksal des europäischen Intellektuellen. Deshalb müssen wir in der von Shakespeare gemalten, mythischen Figur des Hamlet, eine unausgesprochene und verborgene Aktualität suchen. In den beiden Exkursen über Hamlet als Thronerben und über den barbarischen Charakter des Shakespearschen Dramas, in denen Carl Schmitt über die eigentliche Betrachtung des Trauerspiels hinausgreift, deutet sich dieser Übergang zur aktuellen Problematik an. Es ist ein kultischer, kein magischer Mythos, dem wir uns hier nähern. Das am Schluß dieser bedeutenden Schrift anschwellende Pathos zeigt ihn an – einen Kult der Wesenheiten unseres geschichtlichen Schicksals, dem allerdings die Errichtung von Tabus vorausgehen müßte. Das bedeutet dann wohl die endgültige «Hamletisierung» des europäischen Intellektuellen – darüber hinaus aber auch ein Verfassungsproblem, das nicht einmal das Bundesverfassungsgericht lösen könnte.

Quellenangaben zu Kommentaren im Anhang

Anhang 1
Landesarchiv NRW, Abteilung Rheinland: Düsseldorf, RW265-226, Nr. 9. Ich danke der Erbengemeinschaft Reinhart Koselleck, namentlich Frau RA Bettina Rickert für die freundliche Genehmigung zum Abdruck dieses Textes. Zuvor erschienen ist er bereits als Appendix zu Reinhard Mehring, «Begriffsgeschichte mit Carl Schmitt», in Hans Joas/Peter Vogt (Hgg.), *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Koselleck*s (Berlin: Suhrkamp, 2011), S. 169 f.

Anhang 2
Maschinenschriftliche Abschrift im Landesarchiv NRW, Abteilung Rheinland: Düsseldorf, RW265-17491. Für die freundliche Genehmigung zum Abdruck des Textes danke ich Frau Hildegard Heredia (Nachlass Walter Warnach).
Walter Warnach (1910–2000), nach dem Kriegsdienst Übersetzer aus dem Französischen (u. a. Pascal, *Pensées*), ab 1946 Lektor im Fachbereich Philosophie und Theologie des Schwann / Patmos Verlags in Düsseldorf. Von 1960 bis 1975 Professor für Philosophie an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf.

Anhang 3
Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2. Juni 1956/Nr. 126, «Literaturblatt». © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv.

Anhang 4
Civis. Zeitschrift für christlich-demokratische Politik 18 (1956), S. 39.
Rüdiger Altmann (1922–2000), Publizist, Berater des Bundeskanzlers Ludwig Erhard, Leiter der Politischen Akademie Eichholz der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung und von 1963 bis 1978 stv. Hauptgeschäftsführer des Deutschen Industrie- und Handelstages. Promoviert von Wolfgang Abendroth, gründete Altmann 1954 zusammen mit Johannes Gross die christlich-konservative Studentenzeitschrift *Civis*.

Bildnachweis

S. 5: © Carl-Schmitt-Gesellschaft e. V.
S. 13, S. 20: gemeinfrei
S. 26: Nachlass Carl Schmitt; mit freundlicher Genehmigung von Herrn Prof. Dr. Jürgen Becker.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Sitzungsberichte der philosophisch-historische Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München

Jahr/Year: 2014

Band/Volume: 2014

Autor(en)/Author(s): Höfele Andreas

Artikel/Article: Der Einbruch der Zeit: Carl Schmitt liest Hamlet. Vorgetragen in der Sitzung vom 15. November 2013 1-48